



**«Ich wähle
Jacqueline Fehr,
weil sie für
Arbeitnehmende
Politik macht.»**

Roman Burger
Geschäftsleiter Unia
Zürich-Schaffhausen

Komitee
«Jacqueline Fehr am
12. April 2015 in
den Regierungsrat»

www.jacqueline-fehr.ch

Kantonsrat

Drei Rücktritte, drei Geschichten

S. 12 – 13

Ein Blick zurück mit...

90 Jahre im Zeitraffer

S. 03

«Kinder des Wohlstands»

Neoliberaler Gottesdienst

S. 19



Trinkkunst



Dieter Roth Estate

Im Wortsinne «angewandte Kunst» belebt in den nächsten zwei Monaten die Galerie Hauser & Wirth im Löwenbräu. Sohn und Enkel von Dieter Roth (1930 – 1998), Björn und Oddur, bauen in Anlehnung an die väterliche Praxis eine «Economy Bar» genannte Installation aus ortsspezifischen Materialien in die Galerie und laden während der gesamten Ausstellungsdauer von Donnerstag bis Samstag ab 18 Uhr mit Performances und ganz herkömmlichem Barbetrieb ein Publikum ein, das Kunstwerk in Beschlag und Gebrauch zu nehmen. Die erklärte Absicht ist es, die Grenze zwischen Kunstwerk und Realität zu verwischen. froh.

Dieter Roth, Björn Roth, Oddur Roth: «Roth Bar & Studio», 28. 3. – 29.5., Galerie Hauser & Wirth, Zürich. Vernissage: Fr, 27.3., 18h. Performance: 21h. www.hauserwirth.com

Widerstand



Nachdem sich 2010 der Milliardär Christoph Blocher klandestin die «Basler Zeitung» einverleibt und mit Markus Somm seinen Statthalter als Chefredaktor installiert hatte, regte sich am Rheinknie gesellschaftlicher Widerstand. Edgar Hagen («Die Reise zum sichersten Ort der Erde») hielt das öffentliche Hearing vom Juni 2014 im Theater Basel von «Rettet Basel!» als Dokumentarfilm fest. Im Anschluss an die Projektion diskutieren Markus Bischoff, Hanspeter Spörri (ehem. Chefredaktor «Der Bund») und der Basler Kulturkritiker Alfred Schlienger die Frage: «Wie Rechtspopulisten ein Monopolblatt für ihre Sache nutzen». Moderation Judith Stofer, Eintritt 10 Franken. froh.

Film: «Die Übernahme», Sa, 28.3., 14.30h, anschl. Podiumsgespräch, Kino Xenix, Zürich. www.dieuebernahme.ch

Renitent



David Baumgartner

Die beiden bösen Weiber Nicole Knuth und Olga Tucek sind ihrerseits ebenso renitent in ihrer liebezierenden Art, einem Publikum den unangenehmen Zerrspiegel vorzuhalten, wie auch der Schreibende nicht müde wird, die Lesenden dieser Zeitung immer und immer wieder darauf aufmerksam zu machen, sich dieser intellektuellen Bereicherung im Gewand der Kunst doch aktiv auszusetzen. Sich diese verbalen Watschn sehenden Auges einzufangen hat weniger mit Schmerzlust im masochistischen Sinne zu tun als damit, dass es die Programme von Knuth & Tucek mit grosser Leichtigkeit schaffen, die durch den Alltag verschrobenen Gehirnströme gegen den Strich zu bürsten. froh.

Knuth & Tucek: «Rausch!», So, 29.3., 17h, Theater Rigiblick, Zürich. www.knuthundtucek.ch

Rennfahrerin



Mit «Flammenwerfer», ihrem zweiten Roman nach «Telex To Cuba», hat die in Los Angeles lebende Autorin Rachel Kushner das bislang Undenkbare geschafft – mit beiden Büchern für den National Book Award nominiert zu werden. In «Flammenwerfer» (Rowohlt) versucht die Motorrad-Rennfahrerin Reno einen Rekord auf den Salzseen und endet in Manhattan, wo sie sich in den italienischstämmigen Konzeptkünstler Sandro verliebt. 1975 wird dort der grosse Aufstand geprobt, dem das Paar auf einer Italienreise mit einer Revolte der «Brigate Rosse» in echt begegnet. Der Autorin in echt begegnen kann man im Literaturhaus. froh.

«Rachel Kushner: Flammenwerfer», Lesung im Original: Blas Ulibarri, deutsch: Esther Becker, Mo. 30.3., 19.30h, Literaturhaus, Zürich. literaturhaus.ch

Rückblicke



Elf Frauen liebevolle Frauen über Siebzig portraitiert die freie Journalistin Corinne Ruffli in ihrem Buch «Seit dieser Nacht war ich wie verzaubert» (Verlag hierund-jetzt). Der Ankündigung nach zu urteilen (ausführliche Rezension auf der Buchseite dieser Ausgabe) ist nicht eine Vita der im Buch versammelten Frauen auch nur schon im Ansatz so etwas wie «gewöhnlich». Weder im Sinne der Vorkämpferinnen für ein Frauenstimmrecht noch im Sinne der einschlägigen Vorstellungen eines konsequenten Werdegangs von Lesben. Womit mit ein Ziel der Autorin erreicht worden ist, die Vielfalt von Frauenleben jenseits von Kategorien zu dokumentieren. froh.

Buchvernissage: Corinne Ruffli: «Seit dieser Nacht war ich wie verzaubert», Di, 31.3., 19.30h, Kanzleiturhalle, Zürich. www.hierundjetzt.ch

Reklame



MARTIN GRAF
REGIERUNGSRAT

**BESSER ZUSAMMENLEBEN
STATT MEHR AUSGRENZEN**

MARTIN GRAF IN DEN REGIERUNGSRAT
LISTE 4 IN DEN KANTONS-RAT





RALF MARGREITER
ZÜRICH 3/9



MARIONNA SCHLATTER
HINWIL



PATRICK HONAUER
EGLISAU

Ein vifer Zeitgenosse

Aufgezeichnet von Nicole Soland

Ueli Götsch, geboren am 12. Mai 1925, aufgewachsen in Frauenfeld, Sohn eines Briefträgers, war an der Kanti «praktisch der Einzige, der aus einer einfachen Familie stammte». Das war nicht einfach, er verliess die Kanti ein Jahr vor der Matur und machte eine Lehre als Feinmechaniker. Dass im FDP-Blatt, der «Thurgauer Zeitung», viel weniger drin stand als in der Arbeiterzeitung der SP, hatte er bald raus: «In der AZ konnte man schon während des Krieges die Wahrheit über die Nazis und die Judenverfolgung lesen.» Das habe ihn geprägt. Ende 1944 gründete Ueli die sozialistische Jugend Frauenfeld, wurde später Vertreter der sozialistischen Jugend im kantonalen Parteivorstand in Zürich, «und nachdem ich bereits etwa ein Jahr lang dabei gewesen war, fand einer, es würde sich nicht schlecht machen, wenn ich der SP beitrete... Das tat er dann auch, anno 1946. Als er 1947 die «Metalli» Winterthur abschloss, war er zwar kein «angefressener» Feinmechaniker, «aber es war ein guter Beruf, um sich den Lebensunterhalt zu verdienen: Eine technische Zeichnung ist eine technische Zeichnung – überall auf der Welt».

Über die sozialistische Jugend hatte er an internationalen Tagungen viele Freunde gefunden: «Heute wird man für sowas bezahlt, früher war klar, dass nur teilnehmen konnte, wer die Reise und den Aufenthalt selber bezahlte» – und das konnte er, denn er arbeitete als Feinmechaniker im Akkord und verdiente «etwa doppelt so viel, wie ich im Alltag brauchte». Er sei einer, der immer alles genau geplant habe, fährt er fort – unter anderem dies: «Ich wollte in Verbindung mit meiner politischen Tätigkeit je ein Jahr in Wien, Jugoslawien, England und Indien verbringen.»

In Belgrad war er in Kontakt mit dem dortigen Gewerkschaftsbund, er arbeitete in einer Fabrik für medizinische Geräte und war gleichzeitig als Auslandskorrespondent akkreditiert. Innert kürzester Zeit lernte er Serbisch – ohne Grammatik, denn «die war mir viel zu kompliziert»; seine Methode hiess «aufschreiben, übersetzen, auswendig lernen». Bald unterhielt er sich mit seinen Bekannten «wie ein Serbe». Es war die Ära von Titos Parteidiktatur, doch er sei überall gut durchgekommen. Dennoch hätte er nicht dort bleiben können, «sonst wäre ich früher oder später in der Gefangenschaft gelandet, denn ich hatte schon damals meinen eigenen Kopf». Die andere Variante hätte darin bestanden, sich einbürgern zu lassen, doch damals gab es die Möglichkeit der Doppelbürgerschaft noch nicht: «Schon

in Wien hätte ich Karriere machen können – wenn ich Österreicher geworden wäre.» Aus Jugoslawien schickte er Leitartikel nach Zürich, die im «Volksrecht» abgedruckt wurden, in Wien organisierte er ein internationales Treffen der sozialistischen Jugend-Internationale im Hördlwald.

Doch mit dem Plan der vier Länder in vier Jahren war nach der Hälfte Schluss. «Schuld» daran war Jelena Tomašević, die auf der Redaktion der Gewerkschaftszeitung in Belgrad arbeitete. Alle hätten von der schönen Jelena geschwärmt, erinnert Ueli sich schmunzelnd; über gemeinsame Bekannte lernte er sie schliesslich kennen. Sie sprach perfekt Deutsch, die beiden verliebten sich, heirateten und zogen nach Zürich. Doch sie wollte keine Kinder, sondern lieber die Welt entdecken. Die Scheidung nach sechs Jahren «feierten» die beiden erleichtert mit einem Besuch im Schauspielhaus.

«Bei mir dauert alles sechs Jahre», nimmt Ueli den nächsten Faden auf: Nach sechs Jahren starb seine zweite Frau Irene, die Mutter seiner drei Kinder, im Alter von 26 Jahren an Leukämie; das jüngste Kind war damals ein halbes Jahr alt. Er hatte sie kennengelernt, als er beim VHTL erst Mitarbeiter und später Sekretär war; sie arbeitete ebenfalls dort und war «eine sehr überzeugte Sozialdemokratin». Die Familie lebte im Friesenberg in einer Wohnung der Familienheimgenossenschaft und zog später nach Rafz, wo Ueli heute noch wohnt. Nach Irenes Tod war er alleinerziehender Vater, damals eine Seltenheit. Erst stellte er Haushälterinnen an, doch das habe nicht so gut funktioniert, «also schrieb ich ein Wochenende lang nur Rücktrittsschreiben».

1959 bis 1963 war Ueli Mitglied des Zürcher Gemeinderats, von 1962 bis 1968 Sekretär der SP Kanton Zürich und von 1964 bis 1968 Kantonsrat, wo er aber «nicht viel verbrochen» habe; damals hätten «die Dorffürsten» das Sagen gehabt. Aus seiner Zeit als KantonalparteiSekretär hat er den damaligen Knatsch mit der Stadtpartei noch gut präsent: Stadt- und Kantonalpartei seien einander «spinnefeind» gewesen. Die Stadtpartei habe sich als «links» verstanden, «doch aus meiner Sicht waren sie reaktionär», erzählt er schmunzelnd. Gut in Erinnerung blieb ihm auch die Kranzniederlegung durch Willy Brandt zum 50. Todestag August Bebels 1963 auf dem Friedhof Sihlfeld. Das war ein halbes Jahr vor den Nationalratswahlen, die gesamte Presse berichtete – offensichtlich keine schlechte Werbung, denn Ueli wurde von einem hinteren Listenplatz aus gewählt und blieb bis zum «Wochenende der Rücktrittsschreiben» anno 1971 im National-



Einer, dem es nie langweilig wird: Ueli Götsch.

rat. Mit den Arbeiterzeitungen beziehungsweise mit dem AZ-Ring, den er von 1968 bis 1971 aufbaute und leitete, hatte er hingegen weniger Glück; es kam zu Auseinandersetzungen im Verwaltungsrat, und er nahm den Hut. Ab 1971 arbeitete er beim Schweizer Fernsehen erst als Leiter der Abteilung Information, ab 1980 als Chefredaktor aller Informationssendungen und bis 1988 noch in verschiedenen Funktionen.

Darüber, dass er am 12. Mai den 90. Geburtstag feiern kann, denkt er nicht gross nach: «Ich habe stets zu viel gearbeitet, zu wenig geschlafen, von morgens bis abends Pfeife geraucht – aber zum Glück war ich immer gesund.» Nur dass die noch lebenden Bekannten alle in Zürich wohnten, also von Rafz aus gesehen nicht gerade um die Ecke, findet er schade. Doch auch in Rafz hält er sich stets à jour – und dass es ihm je langweilig werden könnte, kann man sich kaum vorstellen, so vif, wie er aus seinem Leben erzählt.

PORTRÄT-REIHE

Wer heute reich an Jahren ist, blickt zurück auf ein ausgefülltes Arbeits- und Familienleben, auf politisches Engagement, auf interessante Begegnungen. Aus diesem Reservoir an spannenden Geschichten möchten wir schöpfen, und zwar im Rahmen einer lockeren Reihe von Porträts älterer Menschen: «Ein Blick zurück mit...» Diesmal mit Ueli Götsch.

Die Redaktion

STUDIE

Früherziehung

Am letzten Freitag zog der «Tages-Anzeiger» eine Studie, die in den Medien durchgeflutet war – auch weil die Bildungsdirektion nicht gerade viel für ihre Veröffentlichung tat –, gross auf. Der Inhalt hat einiges an Brisanz und ist für die Schule und die Chancengleichheit nicht gerade erhebend.

Ganz kurz: Das Institut für Bildungsevaluation begleitete 1600 SchülerInnen seit ihrem Schuleintritt. Bei der dritten Auswertung nach neun Schuljahren (die ersten Auswertungen fanden nach drei und sechs Jahren mit besseren Ergebnissen statt) zeigte sich, dass erstens in den letzten drei Schuljahren vor allem in der Mathematik nicht mehr sehr viel gelernt wird und die SchülerInnen selbst am Langzeitgymnasium nicht sehr motiviert sind.

Den schlechten Lernerfolg führt Studienleiter Urs Moser unter anderem darauf zurück, dass in der Sekundarschule kaum mehr geübt wird, sondern die Themen sich aneinander reihen. Man geht also im Rechenbuch von Seite 55 auf Seite 56, auch wenn die meisten SchülerInnen Seite 55 noch nicht begriffen. Spätestens auf Seite 70 haben dann alle abgehängt.

Das zweite, alles andere als erfreuliche, wenn auch nicht verwunderliche Resultat der Studie: Kinder aus sozial benachteiligten Familien holen im Verlauf der Schule trotz vieler Förderung den Rückstand nicht auf. Ganz im Gegenteil: Die Schere zwischen den Kindern aus bildungsnahen und bildungsfernen Haushalten vergrössert sich im Durchschnitt – nicht zwingend für das einzelne Kind.

Vor allem zu diesem Punkt zeigten sich der Lehrerverband und die SP in einer Fraktionserklärung am Montag enttäuscht. Das Gegenmittel lautet: verstärkte Frühförderung.

Moritz Spillmann nannte zwei konkrete Massnahmen: Die SpielgruppenPlus sollten für bildungsfremde Kinder verpflichtend werden. Dabei geht es nicht nur um die Kinder, sondern auch um ihre Eltern, die in ihrer Erziehungsaufgabe gestärkt werden müssen.

Ganz verkneifen kann ich mir einen Hinweis auf die Sekundarschule nicht. Zumindest ihre VertreterInnen äussern sich oft am kritischsten zu Schulreformen. Ausgerechnet sie erreichen im Durchschnitt ihre SchülerInnen am schlechtesten, bei ihnen lernen sie relativ am wenigsten.

Es wäre vielleicht an der Zeit, dass sie auch einmal sich selber etwas in Frage stellen (viele machen das auch) und weniger die Schuld bei allen anderen und vor allem der Bildungsdirektion suchen. kl.

Gegen 15-Mio.-Geschenk

Der Präsident der Kommission für Wirtschaft und Abgaben, der SVP-Kantonsrat Hans Heinrich Rath, benötigt erstens ein Hörgerät, und zweitens zeigte er sich zusammen mit seinen bürgerlichen MitstreiterInnen gegenüber der Immobilienbranche sehr grosszügig: Sie senkten die Grundbuchgebühren von 1,5 auf 1 Promille bei Eigentumsänderungen. Dagegen beschloss die AL das Referendum.

Koni Loepfe

Zuerst zum internen Ereignis des Tages, bei dem es inhaltlich um nichts ging. Der Kanton Zürich war ein zuverlässiger, aber nicht gerade schneller Zahler. Vor allem im Baubereich dauerte das Zahlen um einiges länger, als dies dem Klein- und Baugewerbe lieb war. Und auch länger, als das Obligationenrecht vorsieht. Aber wer macht seine Ansprüche schon gerne gerichtlich gegen den Kanton geltend, wenn er von ihm neue Aufträge erwartet? Da die Bau- und KMU-Lobby im Kantonsrat gross ist und diese sich gerne hilfreich zeigt, lancierte Josef Wiederkehr (CVP) 2010 eine Initiative, die den Kanton verpflichtete, innert 30 Tagen zu zahlen. Der Rat überwies die Initiative, und die Regierung setzte sie inhaltlich um: Die Baudirektion reorganisierte ihre Rechnungskontrolle, die Zahlungsfrist von 30 Tagen kann eingehalten werden. Sind Dritte in die Prüfung involviert, bezahlt er spätestens innert 45 Tagen. Der Regierungsrat schrieb dies in sein verpflichtendes Handbuch ein und setzte die Neuregelung auch auf den 1. Januar 2015 in Kraft.

Materiell war die bürgerliche Mehrheit der Kommission einverstanden, sie wollte die Regelung indes im Gesetz verankern. Sonst könne die Regierung die Frist jederzeit wieder ändern. Es liegt auf der Hand, dass sich die SprecherInnen der Linken über diese bürgerliche Bürokratie lustig machten. Diese fanden, am sichersten ist in solchen Fällen, dass man sich an der nächsten Versammlung des Baugewerbes mit seinen Einsatzbrüsten kann. Es kam zur Abstimmung und damit zur Panne des Hans Heinrich Rath. Er hatte der Ratspräsidentin entweder nicht zugehört oder sein Gehör ist nicht mehr, was es einmal war. Da er als Kommissionspräsident vorne am Pult seinen Knopf drückt, konnten seine Banknachbarn ihn nicht rechtzeitig auf seine falsche Stimmabgabe hinweisen. So gewann die linke Ratsseite (mit GLP, EVP und EDU) mit 88 zu 86 Stimmen.

Hans Heinrich Rath ging schnurstracks zur Ratspräsidentin, bekannte sich schuldig und verlangte ein Rückkommen. Das wäre an sich unstatthaft, aber die Ratspräsidentin Brigitte Johner liess es durch. Die Wiederholung ging mit 86 zu 85 für die rechte Seite aus. In der Sache spielt es keine Rolle, aber es verdarb den Linken die Kaffeepause, und Hans Heinrich Rath musste sich doppelten Spott anhören: als Hörgeschädigter und als schlechter Verlierer.

Verschenktes Geld

Das zweite relevante Geschäft des Morgens war wirklich ärgerlich, inhaltlich banal und im Resultat mit 108 zu 63 (SP, GP, EVP) klar. Es wurde viel um die Begriffe von Gebühren (die höchstens kostendeckend sein dürfen) und Gemengsteuer diskutiert. Die Sicht der Bürgerlichen, diesmal mit Hans Heinrich Rath als Vorstandsmitglied des Hauseigentümerverbands und Initianten: Bei einem Besitzerwechsel einer Immobilie erhält das Grundbuchamt für seine Tätigkeit eine Entschädigung von 1,5 Promille des Verkaufspreises. Das ergibt einen Deckungsgrad von etwas über 200 Prozent, und das ist für eine Gebühr zuviel. Die Linke betrachtet diese Gebühr auch als eine Steuer, und darum kann sie höher sein. Thomas Marthaler (SP), der sich beruflich damit herumschlägt, deutete es wie folgt aus: Bei den grossen Verkäufen verdient das Grundbuchamt gut, bei Liegenschaften

«Bei den Stipendien gab es keine bessere Lösung, weil sie 15 Mio. mehr gekostet hätte. Nun geht derselbe Betrag an grosse Immobilienfirmen, die es gar nicht nötig haben.»

Stefan Feldmann, SP

unter einer Million Franken, bei der Landwirtschaft und bei Konkursen deckt die Gebühr bereits jetzt die Kosten nicht. Markus Bischoff (AL) wurde sehr konkret: Die CS verkaufte den Uetlihof für eine Milliarde Franken und bezahlte dem Grundbuchamt dafür 1,5 Millionen Franken Gebühr. Bei einer Senkung auf ein Promille schenkt der Staat ihr also eine halbe Million Franken. Die Schlussfolgerung: Das ist vor allem ein Geschenk an die grossen Immobilienfirmen, den kleinen HausbesitzerInnen bringt es wenig. Stefan Feldmann (SP) zog einen anderen Vergleich: «Am letzten Montag verzichteten wir bei den Stipendien auf eine bessere Lösung, weil sie 15 Millionen Franken mehr gekostet hätte. Nun sprechen wir denselben Betrag an grosse Immobilienfirmen, die es gar nicht nötig haben.» Die AL beschloss an ihrer Mitgliederversammlung vom Dienstagabend das Referendum, wenn der Kantonsrat den Entscheid in der zweiten Lesung bestätigt.

Regierungsrätin Ursula Gut drückte sich pragmatisch aus. Die letzte Senkung geschah vor fünf Jahren; es sei keineswegs erwiesen, dass der Ertrag aus den Gebühren auf der Höhe der letzten Jahre verbleibe. Eine weitere Senkung sei also zumindest verfrüht.

Der Kantonsrat lehnte einen Sozialabzug von 2600 Franken für alle Verheirateten als Aufhebung der Heiratsstrafe gegen die SVP, die EDU und die EVP nach einer mitunter emotionalen Debatte um den Wert der Ehe klar ab. Hauptargument: Die Lösung muss mit einer Individualsteuer auf Bundesebene gefunden werden.

Trams, Schulhäuser und ein Tausch

Fristerstreckungen zum Tram Affoltern und zu zwei Schulhäusern, ein Landabtausch im Quartier Hirslanden: Das Ende des Amtsjahrs naht, der Zürcher Gemeinderat machte sich am Mittwochabend ans Aufräumen.

Nicole Soland

Es sei «völlig klar», dass es das Tram Affoltern brauche, sagte Stadtrat Andres Türler: Zur Debatte stand am Mittwochabend an der Sitzung des Zürcher Gemeinderats als Erstes die Bitte des Stadtrats um Fristerstreckung fürs Erfüllen einer Motion von Hans Jörg Käppeli (SP) und Thomas Wyss (Grüne). Sie fordert die «Erarbeitung eines Konzeptentscheids für eine Tramlinie nach Affoltern unter hälftiger Beteiligung des ZVV», und der Rat hatte sie am 12. Juni 2013 überwiesen. Er habe schon damals gesagt, dass «das Gras nicht schneller wächst, wenn man daran zieht», fuhr Andres Türler fort. Das Tram sei aber gut unterwegs: Das Tiefbauamt habe ein Gesamtverkehrskonzept erarbeitet, bereits 2013 sei die Bevölkerung ein erstes Mal informiert worden, und es sei auch klar, dass das Tram ins Agglomerationsprogramm 3. Generation gehöre. Um Zeit zu gewinnen, würden zudem nicht mehr zwei Varianten verfolgt, sondern nur noch jene, welche die Linienführung in der Wehntalerstrasse vorsieht. Diese unterstütze im übrigen auch der Zürcher Verkehrsverbund und Regierungsrat Ernst Stocker.

Den Ablehnungsantrag der SVP begründete Fraktionschef Mauro Tuena damit, dass es für die SVP «sehr bestritten» sei, ob es das Tram Affoltern überhaupt brauche. Zudem sei die Wehntalerstrasse eine Haupteinfallsachse; gehe dieser für den Bau des Trams eine Spur verlustig, dann sei der «Rückstau bis weit ins Zürcher Unterland» vorprogrammiert. Hans Jörg Käppeli hingegen freute sich darüber, dass es bei dem Projekt nun offensichtlich vorwärts gehe. Er mahnte jedoch auch, die Bevölkerung müsse unbedingt früh einbezogen werden, sonst drohe Ungemach wie kürzlich bei der Tramlinie 2. In der Schlussabstimmung kam der Antrag des Stadtrats auf Fristerstreckung mit 97:21 Stimmen durch.

Zwei Schulhäuser...

Ebenfalls um Fristerstreckung bat Stadtrat André Odermatt, und zwar für zwei Schulhausprojekte: Mit zwei dringlichen Motionen hatte die AL-Fraktion Vorlagen für den Bau je eines Schulhauses im Entwicklungsgebiet Manegg sowie im Entwicklungsgebiet Leutschenbach/Thurgauerstrasse gefordert. In der Manegg sei es angesichts des regen Wohnungsbaus unbestritten, dass ein Schulhaus für neun Klassen samt vier Kindergärten, einer Turnhalle und einem Teil für die Heilpädagogische Schule gebaut werden müsse, sagte André Odermatt. Ebenso klar sei es, dass die neue Schulanlage als Tagesschule konzipiert werde und Infrastruktur fürs Quartier beinhalte. Das Raumprogramm liege denn auch be-

reits auf dem Tisch, «wir könnten so gesehen mit dem Wettbewerb starten». Doch der Landkauf sei noch nicht abgeschlossen, und dies sei auch der Grund für den Antrag auf Fristerstreckung. Sobald der Kauf unter Dach sei, lege man los, versprach André Odermatt; der Projektierungskredit werde dem Gemeinderat noch dieses Jahr vorgelegt. Beim geplanten Schulhaus an der Thurgauerstrasse begründete er das Fristerstreckungsgesuch damit, dass noch planungsrechtliche Entscheide zu treffen seien, über die auch der Gemeinderat zu befinden habe.

Daniel Regli (SVP) ärgerte sich über die «Machtlosigkeit» des Parlaments, das es offensichtlich auch mit seiner stärksten Waffe, der Motion, nicht schaffe, dem Stadtrat Beine zu machen, wenn der «es bitzeli bummet». Was es dagegen nützt, dass die SVP Nein sagte, erklärte er leider nicht. In der Schlussabstimmung kamen die beiden Fristerstreckungsanträge mit je 96:21 Stimmen durch.

...und ein Landabtausch

Zum «Tauschvertrag mit der Spross-Immobilien AG betreffend Übernahme der Wohnliegenschaft Jupitersteig 6/8, Sonnenbergstrasse 13/19, Quartier Hirslanden, und Abgabe von Bauland an der Emil Klöti/Kürbergstrasse, Quartier Höngg» sagte Kommissionssprecher Pavel Silberring (SP), die Schätzungen beider Parteien für die Grundstücke seien «sehr nahe beieinander» gelegen; weil dasjenige der Stadt etwas weniger wert ist, zahlt sie der Spross AG 620 000 Franken. Diese wird dafür verpflichtet, auf ihrem Teil während mindestens zehn Jahren Mietwohnungen anzubieten. Die Stadt könne dafür ihren dortigen Werkhof verlegen, womit das Quartier künftig weniger Lärm- und andere Emissionen in Kauf nehmen müsse. Über dem Werkhof würden Wohnungen gebaut. Die Stadt sichert sich zudem für 845 000 Franken Parkplätze in der Tiefgarage, die Spross plant, da Parkplätze auf ihrem Teil wegen der Hanglage viel teurer würden.

Für die FDP sagte Bettina Balmer, ihre Fraktion stimme dem Geschäft zu, doch es sei «klar, dass auf diesem Land gut Eigentumswohnungen möglich wären». Den Bau kostengünstiger Wohnungen werde die FDP deshalb nur unterstützen, wenn sichergestellt werde, dass dort keine «Vermögens-Millionäre» wohnen könnten. Die Enthaltung der SVP begründete Mauro Tuena damit, dass die Verlegung des Werkhofs zwar sinnvoll sei. Doch müsse man auch hier mit «sozialem Wohnungsbau» rechnen, und der sei mit den Ideen der SVP nicht zu vereinbaren. Mit 94:0 Stimmen bei 21 Enthaltungen sagte der Rat Ja zum Landabtausch.

DREI FRAGEN AN...

Raphael Goltz



Bild Niklaus Spoerri

Ab dem 1. Mai erhalten sogenannte randständige SozialhilfebezüglerInnen, die kaum Chancen auf Wiedereingliederung in den ersten Arbeitsmarkt haben und die stattdessen beispielsweise im «Joblade» tageweise im Recycling arbeiten, nur noch vier statt sechs Franken Stundenlohn. Das Sparpotenzial dieser Massnahme ist doch vernachlässigbar.

Raphael Goltz: Es geht nicht ums Sparen. Der Kanton hat entschieden, dass der Einkommensfreibetrag für jene SozialhilfebezüglerInnen, die einer Arbeit nachgehen, ab dem 1. Mai noch maximal 400 statt 600 Franken pro Monat betragen darf. Wir waren gegen diesen Entscheid, müssen ihn aber ausführen. Die Senkung auf maximal 400 Franken hat nun Auswirkungen aufs gesamte Zulagensystem. Wer im ersten Arbeitsmarkt arbeitet, soll nicht weniger erhalten als jemand, der in einem Arbeitsintegrationsprogramm ist. Also mussten wir auch dort eine Senkung vornehmen. Das hat wiederum Auswirkungen auf den «Joblade». Dort arbeiten KlientInnen, die maximal 50 Stunden pro Monat im Stundenlohn beschäftigt sind. Bei einem Stundenlohn von weiterhin 6 Franken kämen sie so pro Monat auf maximal 300 Franken – was doppelt so viel ist wie die KlientInnen im Teillohn. Deshalb haben wir diesen Betrag auf vier Franken reduziert.

Zwei derart unterschiedliche Gruppen in ein- und dasselbe Lohnschema zu pressen, bedeutet doch, Äpfel mit Birnen zu vergleichen. Egal, wo man die Grenzen zieht – schwierige Grenzfälle gibt es immer. Man könnte auch argumentieren, dass der Sozialhilfeempfänger, der im «Joblade» neu maximal 200 Franken verdienen kann, immer noch besser wegkommt als einer, der während mehr als 50 Stunden pro Monat gemeinnützige Arbeit verrichtet hat.

Sie teilen also die Meinung des Regierungsrats, der offenbar einfach jene bestrafen will, die arbeiten, statt «nur» Sozialhilfe zu beziehen?

Nein. Den Entscheid des Kantons finde ich falsch: Erst wurden SozialhilfebezüglerInnen dazu angehalten, zu arbeiten – wofür sie den Einkommensfreibetrag und Integrationszulagen erhalten. Jetzt halten sich die betroffenen Menschen an die Spielregeln, und dennoch wird ihnen die Zulage gekürzt. Das ist kaum erklärbar. nic.

KOMMENTAR

Vom Umverteilen des starken Frankens

Es war nicht die Tat, sondern die Unterlassung, mit der die Nationalbank am 15. Januar Politik und Wirtschaft «schockierte»: Sie unterliess es, den Mindestkurs der Schweizer Währung weiter zu verteidigen.

Als Folge davon erhöhte sich der Wert des Franken gegenüber dem Euro im Durchschnitt um 13 Prozent.

Seither debattieren Leute aus Wirtschaft und Politik über das Unglück, das die 13-prozentige Aufwertung der Schweiz bringt. Die Mitglieder des Nationalrats nutzten letzte Woche die Gelegenheit, um ihre alten Parteiprogramme neu zu begründen, und die Konjunkturforscher des Bundes korrigierten ihre Wachstumsprognosen nach unten.

Etwas vergessen ging und geht dabei, wie sich Unglück und Glück verteilen.

Zu den Verlierern gehören erklärtermassen die Exportwirtschaft und der inländische Tourismus. Dabei ist aber zu differenzieren: Viele Unternehmer wälzen das Unglück auf ihre Angestellten ab, indem sie deren Arbeitszeit bei gleichem Lohn verlängern, sie mit Euros entlöhnen oder in die Arbeitslosigkeit entlassen.

Begrenzt leidet auch die Konjunktur: Statt um 2,4 Prozent, so prophezeiten letzten Donnerstag die Experten des Bundes, werde die Schweizer Wirtschaft 2015 «nur» um 0,9 Prozent wachsen. Weil die Bevölkerung weiter wächst, dürfte sich das BIP pro Kopf auf dem Niveau von 2014 stabilisieren.

Neben Verlierern gibt es die Gewinner. Zu ihnen zählen die Aktienbesitzer; der Schweizer Aktienindex SMI stieg letzte Woche über den Wert vor der Frankenaufwertung am 14. Januar und liegt nur noch geringfügig unter dem Tages-Höchststand im Jahr 2007.

Ebenfalls profitieren können Importeure – von den Ölverbrauchern über die Autohändler bis hin zu Leuten, die ihre Lebenszeit nutzen, um mit billigem Sprit zum Einkaufen nach Konstanz zu fahren.

Glück erwartet schliesslich die Besitzer von Firmen, die hohe Profite machen (die Tourismusbetriebe in den Berggebieten gehören eher nicht dazu). Denn der starke Franken macht Druck für die vom Bundesrat beantragte Steuerreform III, welche die Steuern auf dem Gewinn der Unternehmen senkt.

Aufgewertet wird damit der Wirtschafts- und Finanzstandort Schweiz. Das stärkt den Franken zusätzlich – und dürfte die Umverteilung von Glück und Unglück weiter fördern.

Hanspeter Guggenbühl

POLITAGENDA

Samstag, 28. März
14 – 18h, Quartierhaus, Sihlquai 115, Zürich
Wem gehört der Kreis 5? Visionen für den oberen Kreis 5.
www.av-produktionen.ch

Dienstag, 31. März
19h, Shedhalle in der Roten Fabrik, Zürich
Film «Terra di Transit» von Paolo Martino und Podiumsdiskussion mit Paolo Martino (Regisseur), Rahell (Hauptdarsteller), Nicola Grigion (italienischer Journalist) und Liliane Blum (Freiplatzaktion). Moderation: Peter Frei (SOSF)
Solidarité sans frontières

FORUM

Politisch motiviert

Die Staatsanwaltschaft des Kantons Zürich hat das Strafverfahren gegen mich eingestellt. Ich war beschuldigt worden, vertrauliche Informationen über den ehemaligen Nationalbankpräsidenten Philipp Hildebrand an Journalisten weitergegeben zu haben. Ich habe nicht gegen das Gesetz verstossen – trotz der über dreijährigen Ermittlungen hat sich der Vorwurf bezüglich «Widerhandlungen gegen das Bankengesetz» in Luft aufgelöst. Monatelange Ermittlungen und sogar die Auswertung von geheimen Akten über meine parlamentarische Arbeit als Vizepräsident der kantonsrätlichen Justizkommission waren für die Ermittler kein Grund, die sinnlose Suche nach der berühmten Nadel im Heuhaufen zügig aufzugeben.

Erlauben Sie mir, in diesem Zusammenhang Nationalrat Daniel Jositsch von der SP zu zitieren: «...Wer in ein Strafverfahren hineingezogen wird, hat mit einigem Ungemach zu rechnen. Man braucht Zeit für Einvernahmen und Gerichtsverhandlungen, Geld für einen Anwalt, der Ruf ist angekratzt. Und vor allem: Über dem Beschuldigten hängt das Damoklesschwert der Verurteilung. Denn auch bei wenig aussichtsreichen Anzeigen ist ein Freispruch nie sicher. Allein schon eine Anklage kann gerade für einen Politiker schnell einmal das Ende einer Karriere bedeuten.

(...) Es darf nicht sein, dass mit an den Haaren herbeigezogenen Strafanzeigen Druck auf Andersdenkende ausgeübt werden kann.

(...) Dagegen gibt es ein einfaches, aber effizientes Mittel: Die Staatsanwaltschaften sollten vermehrt den Mut haben, bei einer offensichtlich unbegründeten Anzeige entwe-

der gar nicht erst ein Verfahren zu eröffnen oder dieses sofort wieder einzustellen. Und zwar rasch, damit die Medien im Idealfall gleichzeitig von der Strafanzeige und dem Abschluss des Verfahrens erfahren. Damit würde die Unsitte der politisch motivierten Strafanzeigen schnell wieder verschwinden.»

Daniel Jositsch ist ein führender und vor allem gescheiter Sozialdemokrat unseres Landes. Ich bin nicht oft seiner Ansicht – aber in dieser Angelegenheit bin ich voll und ganz seiner Meinung. Claudio Schmid, Kantonsrat, Bülach

Realistische Luftfahrtpolitik

Eine Studie zur Wettbewerbsfähigkeit der Schweizer Luftfahrt kommt zum Schluss, dass der Luftverkehr effizient, in hoher Qualität und hoher Produktivität abgewickelt wird. Das führt zu «guter Wettbewerbsfähigkeit». Die Herausforderungen, die sich zukünftig stellen, liegen vor allem im Bereich der internationalen Konkurrenz und des Wachstumsdrucks, weniger bei den Infrastrukturen und der Nachtsperre.

Es braucht also keine Pistenverlängerungen und keine Verletzung der Nachtruhe. Was es braucht, ist eine unaufgeregte Analyse, welche Entwicklung des Luftverkehrs für unseren Wirtschaftsraum notwendig, sinnvoll und nachhaltig ist. Wenn in der Türkei ein Hub für 120 Mio. Passagiere gebaut wird, wenn am Persischen Golf ein Dutzend Pisten gleichzeitig in den Wüstensand betonierte werden, wenn asiatische Fluggesellschaften ihre Flugzeugflotten im Hunderterpack erneuern, zeigt uns das doch, dass wir nicht mithalten können und auch nicht müssen. Im Gegenteil, das Swissair-Grounding sollte uns gelehrt haben, dass al-

leine der Glauben an eine erfolgreiche Wachstumsstrategie zum Erfolg nicht ausreicht.

Die Schweiz ist nicht geschaffen für das Massengeschäft, weder in der Industrieproduktion noch bei der Luftfahrt. In unserem dichten Siedlungsgebiet sind grosse Infrastrukturausbauten weder möglich noch sinnvoll. Die Luftfahrt sollte sich darauf ausrichten, was der Heimmarkt verlangt und was für die Bevölkerung und die Umwelt erträglich ist.

Thomas Hardegger
Nationalrat, Rümlang,
Präsident des Schutzverbandes der Bevölkerung um den Flughafen Zürich

Hemmige...

Die SP Kanton Zürich hat eine Kampagne lanciert, bei der möglichst viele Mitglieder oder der SP Nahestehende mit persönlichen Telefongesprächen davon überzeugt werden sollen, bei den kommenden Wahlen die SP-Liste einzulegen. Eine gute Idee, also da sollte ich mitmachen... Aber ich telefoniere doch nicht gerne... Es geht dabei um etwas Wichtiges und Gutes... Ja, also... Am letzten Samstag tauchte ich dann in der Mehrzweckhalle in Affoltern a.A. auf, aber schon diesen Schritt machte ich mit einem unangenehmen Druck im Magen. Gottlob befinden sich bereits mehrere fleissige TelefoniererInnen dort. Also braucht es mich doch gar nicht... Doch, alle sind nötig... Ich klebe zuerst einmal kleine Säckli mit Gummibärli auf das SP-Wahlplakat vom Bezirk und warte ab... Der Mumm zum selber Anrufen kommt sicher noch... Aber er kommt nicht, und nach etwa einer Stunde verlasse ich mit hängendem Kopf und schlechtem Gewissen den Raum, ohne einen einzigen Anruf getätigt zu haben... Aber, aber!

Und meine Kindheit kam mir in den Sinn. Ich verkaufte damals jah-

relang Abzeichen für allerhand: 1. August, Winterhilfe und was weiss ich. Ich stand bei Tramhaltestellen, vor Fabrikingängen und Läden und fragte leise und schüchtern alle paar Minuten jemanden: «Chaufed Sie au es Abzeiche?» Wenn ich Erfolg hatte, war ich glücklich. Aber ich brachte immer viel weniger Abzeichen an den Mann oder die Frau als andere Kinder, die keck und mutig alle Vorbeigehenden ansprachen und nicht wie ich nur solche, die mich aufmunternd, lieb oder lächelnd anschauten...

Ich finde die Idee prima, potenzielle SP-Wähler direkt zu kontaktieren, und wie Ihr – es scheint mir, dass bei der Planung und Vorbereitung vorwiegend junge SPler am Ball waren – dies aufgezogen habt, ist grossartig – bravo. Ich hoffe, dass das Engagement – an den Telefonen waren dann – zum Ausgleich! – vor allem gestandene SPler, auf jeden Fall in Affoltern a.A. – den erwünschten Erfolg hat und die SP nicht nur keine Mandate verliert bzw. die jetzige Anzahl behält, sondern möglichst noch neue dazugewinnt.

Evy Merino, Bonstetten

IMPRESSUM

P.S., die linke Zürcher Zeitung
Auflage: 7047 Ex.
Herausgeber: P.S. Verlag,
Langstrasse 64,
PF, 8026 Zürich.
Druck: NZZ Print, Schlieren.

Redaktion: Min Li Marti (mlm.),
Tel. 044/241 07 60 (Politik),
Nicole Soland (nic.), Tel. 044/
241 07 60 (Politik/Produktion),
Thierry Frochoux (froh.),
Tel. 044/240 44 25 (Kultur/
Produktion).
Mitarbeit: Koni Loepfe (kl.), Tel.
044 241 06 70, Peter Weishaupt
(pw./Korrektorat), Hans Steiger
(haste), Hanspeter Guggenbühl
(hpg.), Tobias Gerosa (tg.)

Inserate/Abos: Loredana Bocci
Tel. 044/241 07 60.
E-mail: redaktion@pszeitung.ch,
www.pszeitung.ch,
PC-Konto: 87-569389-2
Erscheint seit Februar 1999
wöchentlich
Abopreis: Fr. 200.–
(GönnernInnen: ab 300.–), enthält
10 x jährlich die Musikzeitung
LOOP. Separat-Abos: 33.–

KURZ & WICHTIG

Kulturleitbild

Nach über zehn Jahren hat der Kanton Zürich wieder ein Kulturleitbild erarbeitet. Dabei setzt sich der Kanton Zürich vier Schwerpunkte: Er will die internationale Strahlkraft erhalten und fördern, kulturelle Aktivitäten in den Regionen unterstützen, die Kreation von der Idee bis zum Dialog verfolgen sowie die Möglichkeit zur kulturellen Teilhabe verbessern. Bei der internationalen Strahlkraft setzt der Kanton Zürich wie bisher auf das Opernhaus und auf die Zusammenarbeit mit den Zentren Zürich und Winterthur und den grossen Kulturinstitutionen.

Zudem will der Kanton die Filmförderung ausbauen. Die Unterstützung von Kultur in den Regionen soll weiterentwickelt werden. Dabei will der Kanton regionale Strukturen zur nachhaltigen Förderung des Kulturlebens aufbauen. Der Kanton setzt zudem auf das Theater Kanton Zürich, dass er noch mehr in den Regionen verankern will.

Die Kulturförderung will künftig den ganzen kreativen Prozess fördern, von der Produktion über den Vertrieb bis zur Vermittlung. Wichtig ist dem Kanton insbesondere die kulturelle Teilhabe: Er setzt dabei auf Vernetzung, Kommunikation und Kooperation. Davon erhofft sich der Kanton mehr Partizipation, Austausch und Begegnung zwischen Publikum und Kultur und zudem mehr Resonanz in der öffentlichen Debatte. Das Kulturleitbild wird am 1. April um 19.30 Uhr im Theater Kanton Zürich in Winterthur öffentlich vorgestellt und diskutiert. mlm.

Kulturweid

Am kommenden Sonntag startet der Verein Kulturweid seine Zwischennutzung im nördlichen Pfingst-

weidpark um 14 Uhr mit einer Mitgliederversammlung, um 17 Uhr gibt es Suppe.

Die Versammlung ist der Startschuss für Projekte auf der Brache. Quartierbewohnerinnen und -bewohner können dort ihre Projekte für die Versammlung einbringen. Im nördlichen Teil des Pfingstweidparks in Zürich-West soll ein Ort der Geselligkeit entstehen und damit die noch etwas öde Nachbarschaft beleben mit Kunst und Kultur, Gemeinschaftsgärten, Sportmöglichkeiten und anderen Ideen. Der Verein wurde von der Quartierkoordination 4/5 gegründet und stiess von Anfang an auf grosses Interesse. Bald soll schon mit der Begrünung angefangen werden: Eine Landschaftsarchitektin und eine Fachperson von Grün Stadt Zürich wollen das erste Pflanzjahr mit verschiedenen Workshops intensiv begleiten. mlm.

Einsprache

Die SP Dübendorf erhebt Einsprache zum Gestaltungsplan Innovationspark. Wie sie in einer Medienmitteilung festhält, wendet sie sich dabei nicht gegen den Innovationspark auf dem Flughafenareal. Die SP will ein ausgewogenes Verhältnis zwischen Arbeiten, Wohnen, Erholung und Naturschutz. Sie spricht sich daher für einen Wohnanteil von 40 Prozent auf dem Areal aus. Davon soll mindestens die Hälfte gemeinnützig sein. Im Moment sieht der Gestaltungsplan nur bewirtschaftetes Wohnen (Hotel) vor. Die erste Etappe des Innovationsparks soll 8000 Beschäftigten Platz bieten. Weil in Dübendorf bereits jetzt Mangel an zahlbarem Wohnraum herrscht, braucht es im Innovationspark auch zahlbare Wohnungen und nicht nur Arbeitsplätze. Zudem will die SP das Verhältnis von öffentlichem Verkehr zum motorisier-

ten Individualverkehr verbessern, statt den vorgesehenen 60 zu 40 soll 70 zu 30 angepeilt werden. Innerhalb des Innovationsparks soll zudem vor allem auf Fuss- und Veloverkehr gesetzt werden.

Die SP weist zudem darauf hin, dass sie sich gegen eine aviatische Nutzung des Flugplatzes wendet. Diese Frage ist aber nicht Teil des Gestaltungsplans. mlm.

Maja Ingold

Die EVP hat die Nationalrätin und frühere Winterthurer Stadträtin Maja Ingold an ihrer Delegiertenversammlung einstimmig als Ständeratskandidatin nominiert. Ingold ist somit die erste Kandidatin im sonst männerdominierten Kandidatenfeld. Die SVP will mit Kantonsrat Hans-Ueli Vogt ins Stöckli, die FDP mit Ruedi Noser, die GLP mit Martin Bäumle, die SP wird voraussichtlich Daniel Jositsch nominieren und die Grünen wollen Bastien Girod ins Rennen schicken. Bei der CVP wird die Auswahl entweder auf Barbara Schmid-Federer oder auf Kathy Ricklin fallen.

Maja Ingold will laut Mitteilung der EVP bei den Wahlen ihre Sicht der gesellschaftlichen, sozialen und ethischen Fragen einbringen, die sich mit der EVP als soziale Mitte im Kanton Zürich deckt. Dabei gelten in Sachfragen eine Verantwortungs- und keine Gesinnungsethik. Die Frage, ob nicht gerade eine EVP nicht eher eine Gesinnungsethik verfolgen sollte, sprengt diesen Rahmen. Maja Ingolds Kandidatur dient in erster Linie als Lokomotive für die EVP im Nationalratswahlkampf.

Keinen Gefallen tut sie ihrer Partei mit ihrem Schlenker bei der Erbschaftssteuerinitiative, dem Prestigeprojekt der EVP. Den Medien war zu entnehmen, dass sie zwar grundsätzlich im Prinzip dafür sei, aber nicht dazu

aufzutreten will, «weil die Initiative Konstruktionsfehler hat, die schwierig zu erklären und schwierig zu beheben sind». mlm.

Zufrieden

An der Professur für Soziologie der ETH Zürich hat Matthias Näf eine Umfrage zum Naturerlebnispark Sihlwald-Zürich durchgeführt. Dazu hat er Ende 2013 in den Gemeinden der Bezirke Horgen und Affoltern sowie den nördlichen Gemeinden des Kantons Zug 8795 Fragebögen verschickt; der Rücklauf betrug 23 Prozent. Jetzt liegen die Resultate vor, wie einer Medienmitteilung des Wildnisparks von letztem Freitag zu entnehmen ist. Demnach geniesst der Naturerlebnispark bei der lokalen Bevölkerung eine hohe Akzeptanz. Sogar die Verhaltensregeln, die zu einigen kontroversen Diskussionen geführt haben, werden mit Mehrheiten von über 80 Prozent als «gut» oder «eher gut» beurteilt. nic.

Gratis-ÖV

Der Zürcher Verkehrsverbund (ZVV) feiert seinen 25. Geburtstag und gratuliert dazu zusammen mit der SBB allen Zürcherinnen und Zürichern. 1981 sagte die Zürcher Stimmbürgerin Ja zur S-Bahn, 1988 Ja zum Zürcher Verkehrsverbund. Die ersten Zürcher S-Bahnen fuhren am 27. Mai 1990 in die neu ausgebauten Bahnhöfe Stadelhofen und Hardbrücke ein. Als Geburtstagsgeschenk gönnt der ZVV allen Zürcherinnen und Zürichern einen Gratis-ÖV-Tag. Am Sonntag, dem 31. Mai kann das gesamte Verkehrsangebot des ZVV gratis benutzt werden. Abonentinnen und Abonenten können zudem verschiedene Preise gewinnen: Insgesamt 250 stehen zur Auswahl. Die Informationen zum Jubiläum finden sich auf www.zvv.ch/25. mlm.



Damit Zürich nicht nur zwei Meinungen kennt.

pszeitung.ch

www.pszeitung.ch/inserieren

ANTWORTTALON KREUZWORTRÄTSEL

Lösungswort:

Zu gewinnen gibt es:

2 Eintrittsgutscheine ins Museum Hauskonstruktiv, Zürich.
www.hauskonstruktiv.ch

2 Eintrittsgutscheine für frei wählbare Daten/Vorstellungen im
sogar Theater, zürich. www.sogar.ch

Einsendeschluss: 7. April

Name / Vorname

Strasse / Postfach

PLZ / Ort

P.S. Verlag, Langstr. 64, Postfach, 8026 Zürich,
psverlag@bluewin.ch

Über die Verlosung wird keine Korrespondenz geführt.
Mitarbeitende von P.S. sind von der Teilnahme ausgeschlossen.

STIFTUNG  BILDUNG

Sing Dich frei – Liedertag mit Arbeiter- und Volksliedern

mit Kjell Keller, Musiker, ehem. Musikredaktor
Schweizer Radio DRS2

Samstag, 18. April, 9.30 bis 16 Uhr

Grosser Saal SP Kanton Zürich, Gartenhofstr. 15, 8004 Zürich

Lieder sind seit jeher ein wichtiges Ausdrucksmittel des Menschen. Mit Liedern haben die Menschen aber auch immer gegen politische Verhältnisse angesungen, haben ihr Engagement für Solidarität und Frieden gezeigt, den Wunsch nach Veränderung und Revolution. Für den Singtag steht eine bunte Sammlung von rund 60 Liedern aus drei Jahrhunderten zur Auswahl: «Klassiker» mit Brecht-Texten genauso wie Stücke von Bob Dylan oder Mani Matter. Ein lustvoller Singtag, der auch Raum offen lässt für Diskussionen rund um die Lieder. Notenkenntnisse werden nicht vorausgesetzt.

Preise: SP-Mitglieder CHF 60.–, Nicht-Mitglieder CHF 120.–, Menschen mit wenig Geld CHF 30.–
Dazu kommen CHF 35.– für unser Singbuch, sofern man dieses nicht schon besitzt.

www.spbildung.ch

Was Wahlen bringen



«Wenn Wahlen etwas verändern würden, dann wären sie längst verboten.» Dieser alte Anarchistenspruch kam mir letzthin in den Sinn. Natürlich auch, weil gerade Wahlen sind und ich und viele andere Leute im Moment

damit beschäftigt sind, im Freundeskreis, auf der Strasse und am Telefon Leute davon zu überzeugen, dass es wichtig ist, wählen zu gehen. Selbstredend teile ich die Meinung des Spruchs nicht. Für mich gilt die Regel: «Nichtspieler Maul halten.» Wer sich nicht beteiligt, wer nicht mitmacht, muss sich nicht wundern, wenn über seinen oder ihren Kopf hinweg entschieden wird.

Aber – so unter uns Klosterschwestern und -brüdern – verändern Wahlen überhaupt wirklich was? In der Schweiz, wo ein Zugewinn oder Verlust von 1,5 Prozent schon ein halber Erdrutsch ist? Im Kanton Zürich, der immer eine bürgerliche Mehrheit hat? Wieviel kann eine Linke oder ein Linker in einem bürgerlichen Regierungsrat mit einem bürgerlichen Kantonsrat überhaupt ausrichten? Ich bin überzeugt, es macht einen Unterschied, wer ein Departement mit welchen Werten führt und vertritt. Und man kann durchaus auch aus einer Minderheitenposition Einfluss nehmen. Ich hatte eine längere Diskussion mit einem Bekannten, der zwar Jacqueline Fehr und Markus Bischoff wählen will, aber Martin Graf und Mario Fehr nicht. Mario Fehr passt ihm nicht, weil er sich fürs Hooligan-Konkordat eingesetzt hat, und Martin Graf habe im Fall «Carlos» eine schlechte Falle gemacht. Einzelfälle oder -Entscheide rauszupicken, ist aber in der Politik selten eine gute Idee. Sowohl Mario Fehr wie auch Martin Graf sind nicht am linken Flügel ihrer Parteien. Aber sie sind dennoch Linke und Grüne – ganz im Gegensatz zu ihren KonkurrentInnen von Top 5. Es wird wohl kaum eine Wende geben am 12. April. Aber das heisst nicht, dass man es nicht versuchen soll.

Ein anderer Bekannter hat in einem Griechenlandurlaub den Kellner davon zu überzeugen versucht, dass Wahlen etwas bringen und dass sie einen Unterschied machen. Diese Wahlen haben seither stattgefunden. Griechenland hat auf eine neue Kraft gesetzt und darauf, dass Wahlen etwas verändern: Syriza startete als Hoffnungsträger. Die beiden starken Männer der griechischen Regierung Alexis Tsipras und Yanis Varoufakis bekamen hierzulande

sogar Applaus von ganz unerwarteter Seite. Rechtsbürgerliche Journalisten fanden, die Schweizer sollten sich ein Beispiel nehmen an der Verhandlungstaktik der beiden Griechen. Insbesondere Varoufakis mit seinem Ledermantel und dem Rockstar-Auftritt fand Anklang. Jetzt – einen Monat später – ist der Applaus verstummt. Die Griechen haben ausser einer kurzen Verschnaufpause nichts erreicht. Varoufakis machte Schlagzeilen mit einem aus dem Zusammenhang gerissenen Stinkefinger und einer schlecht getimten Homestory in «Paris-Match». Griechenland erscheint gerade gleichsam als Tragödie und als Farce.

Mein – wohl naiver – Glaube an die Gestaltungskraft der Politik liess mich bis anhin davon ausgehen, es werde sich hier schon eine Lösung finden. Ein Kompromiss, mit dem beide Seiten das Gesicht wahren können. Im Moment sieht es kaum danach aus. Obwohl die Forderungen der Griechen immer moderater werden, wird jeder Vorschlag kategorisch abgelehnt. Keine europäische Schuldenkonferenz, keine Koppelung des Schuldendienstes an das Wirtschaftswachstum, kein Überbrückungskredit und auch keine Gnade für einen Privatisierungsstopp. Im Moment versucht Tsipras, Angela Merkel mit einer neuen Reformliste zu überzeugen. Dabei sind einige Wahlversprechen bereits mindestens geritzt: Die Privatisierungen sollen weitergehen, das Rentenalter soll erhöht werden. Ob die Troika und Deutschland damit zufrieden sind, ist noch offen. Das Problem an der ganzen Geschichte: Scheitert Syriza, dann scheitert auch die Hoffnung, dass sich durch Wahlen irgendwas ändern könnte. Und dass ein Land auch in der EU noch einen eigenen Gestaltungsspielraum hat. Wer nachher kommt, ist offen.

Der Fall Griechenland wirkt wie eine Disziplinierungsübung. Der Austeritätskurs muss durchgezogen werden, koste es, was es wolle. Sonst kommen am Ende noch andere Länder auf die Idee, es ginge auch anders. Doch Schäuble und Merkel mögen stur sein, frei in ihrer Entscheidung sind auch sie nicht. CDU und SPD werden von Deutschen und nicht von Griechen gewählt. Und auch nicht für oder wegen ihrer Europapolitik. Die «Bild» trommelt seit Wochen gegen Griechenland. Die Meinung der Bürgerinnen und Bürger ist klar: Die Griechen sind selbst schuld und sollen zuerst mal aufräumen. Und sie haben keine Lust, für deren Altlasten finanziell aufzukommen.

Griechenland zeigt exemplarisch die Tücken der Globalisierung und der Politik in einem übernationalen Rahmen auf. Nationalstaatliche Lösungen reichen nicht mehr aus. Doch

Politik ist an diese Grenzen gebunden. Die Griechen haben an der Wahlurne die Austeritätspolitik abgewählt. Aber ob diese Politik zu Ende geht, liegt völlig ausser ihren Händen. Mit «No, we can't» gewinnt man aber keine Wahlen. Diese Aussichtslosigkeit ist eine Gefahr für die Demokratie. Die Europäische Union sollte eigentlich mehr sein als eine Wirtschaftszone. Sie ist ein Friedensprojekt. Sie ist die Idee, dass verschiedene Länder gemeinsam mehr erreichen als allein. Churchill sah 1946 in Zürich Grund zum Optimismus: «Lasst Gerechtigkeit, Gnade und Freiheit herrschen! Die Völker müssen es nur wollen, und alle werden ihren Herzenswunsch erfüllen.» Im Moment scheint man nicht zu wollen.

Demokratie funktioniert auch nicht, wenn man sie nicht respektiert. Das bedeutet auch die Umsetzung von unliebsamen Entscheiden oder von unliebsamen Personen, die gewählt wurden. Hier geht es nicht um buchstabengetreue Umsetzung – das interessiert die Leute, das haben schon genug Umfragen gezeigt, nicht. Es geht um den Respekt vor dem Entscheid. Zwei Beispiele: Eine Gruppe von US-Republikanern schrieb einen Brief an iranische Hardliner, um sie vor einem Atomwaffenabkommen, das Präsident Barack Obama mit dem Iran abschliessen will, zu warnen. 47 US-Senatoren haben diesen unterzeichnet. Sie hassen Barack Obama so sehr, dass sie vor Landesverrat nicht zurückschrecken. Es ist, wie wenn die SVP einen Brief an Claude Juncker verfassen würde, um ihn vor Verhandlungen mit der Schweiz zu warnen. Soweit sind wir – noch! – nicht. Das andere Beispiel ist näher. Richi Wolff, AL-Stadtrat mit Biss, hat seine Zähne gezeigt. Er stoppte ein Videoüberwachungskonzept, das noch von seinem Vorgänger aufgegleist wurde und von der Polizeiführung und dem Polizeibeamtenverband ausdrücklich begrüsst wurde. Der Polizeikommandant Blumer verleiht seiner Missbilligung öffentlich Ausdruck. Die NZZ ist entsetzt. Dabei macht Wolff das, wofür er auch gewählt wurde. Er ist Mitglied der Alternativen Liste, er setzte sich für Grundrechte und für den Datenschutz ein. Im Wissen um seine Positionen wurde er im Amt wieder bestätigt. Die Diskussion ist in der AL vermutlich nicht einfach – intern wurde der Polizeieinsatz beim Derby stark kritisiert. Aber man kann auch als NZZ von Wolff nicht erwarten, dass er all seine Positionen aufgibt, nur weil er Polizeivorsteher ist. Das ist ein politisches Amt, und es ist sein Recht sowie seine Pflicht, politische Entscheidungen zu fällen. Sonst wären die Wahlen wirklich für die Katz.

Min Li Marti

Energiekonsum massiv gesunken

Der Energieverbrauch in der Schweiz sank letztes Jahr um fünf bis sieben Prozent.
Grund: Der Wärmerekord während der Heizperiode.

Hanspeter Guggenbühl

Der Verbrauch von Erdgas verminderte sich 2014 in der Schweiz um 13 Prozent gegenüber dem Vorjahr. Das teilte der Gas-Dachverband VSG gestern mit. Die für Gasverkäufer schlechte Nachricht schönte der VSG in seiner Medienmitteilung mit dem positiven Titel: «50 Prozent mehr Biogas ins Netz eingespeist.» Diese Botschaft wird allerdings relativiert durch den Umstand, dass der Biogas-Anteil immer noch weniger als ein Prozent des Schweizer Gaskonsums deckt.

Der Absatz von Heizöl sank laut Angaben der Erdölvereinigung sogar um 30 Prozent. Ein Teil dieses Einbruchs ist allerdings auf den Abbau der Lagerbestände in den (Ende 2013 überdurchschnittlich gefüllten) Heizöltanks zurückzuführen. Der tatsächliche Verbrauch von Heizöl hat 2014 um schätzungsweise 20 Prozent abgenommen. Bei den Treibstoffen hingegen blieb der Konsum in der Schweiz nahezu stabil.

Bei der Elektrizität, so zeigen die Daten bis Ende November, zeichnete sich 2014 ein Verbrauchsrückgang von drei Prozent ab. Elektrizität, Erdgas und alle Erdölprodukte zusammen decken immer noch über 90 Prozent des Energiekonsums in der Schweiz; der Rest verteilt sich auf Kohle, Abfälle, Holz und weitere erneuerbare Energieträger.

Aus den verfügbaren Daten (die offiziellen Zahlen liegen erst im Sommer vor) lässt sich abschätzen: Wirtschaft und Bevölkerung in der Schweiz konsumierten 2014 insgesamt fünf bis sieben Prozent weniger Energie als im Vorjahr; dies obwohl die inländische Wirtschaft letztes Jahr um zwei und die Bevölke-



Erdgas wird auf dem Gelände der Erdgas Ostschweiz AG in Zürich-Schlieren vor der Weiterverteilung in das Versorgungsgebiet in Hochdruckgaskugeln gelagert. Christine Bärlocher / ex-press.ch

rung um ein Prozent gewachsen ist. Der Hauptgrund für diese Entwicklung: Das rekordwarme Klima während der Heizperiode. So sank die Zahl der Heizgradtage 2014 in der Schweiz gegenüber dem Vorjahr um 20 Prozent – und damit auf den tiefsten Wert seit Messbeginn.

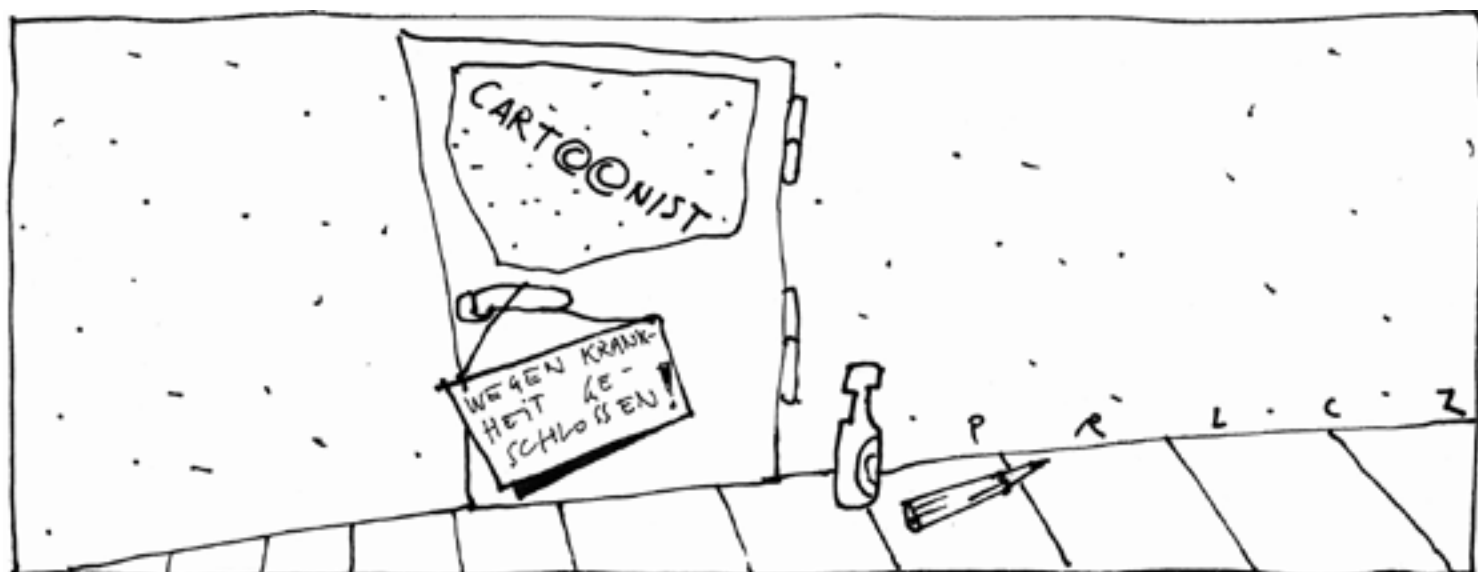
Mehr Strom, weniger Heizöl

Bemerkenswert ist die langfristige Entwicklung: Von 1960 bis zum Jahr 2000 hat sich der Energieverbrauch in der Schweiz trotz Klimaerwärmung nahezu verdreifacht. Seit 2000 hingegen gab es – bei jährlichen klimabedingten Schwankungen – nur noch einen kleinen Zuwachs: Klimabereinigt lag der Energiekon-

sum in der Schweiz 2014 um schätzungsweise zwei bis drei Prozent über dem Niveau von 2000. Pro Person und pro Wirtschaftseinheit konnte die Schweiz ihre Energieeffizienz also etwas erhöhen; dies vor allem dank strengen Vorschriften für neue Gebäude und Elektrogeräte.

Eine Verschiebung gab es bei den Energieträgern: Der Marktanteil von Elektrizität, Erdgas und Erdöl-Treibstoffen stieg seit 2000 weiter, während der Anteil von Heizöl deutlich schrumpfte. Der Konsum von erneuerbarer Energie wuchs ebenfalls, aber ihr Anteil (exklusive Wasserkraft) blieb unter zehn Prozent des Gesamtverbrauchs.

CARTOON BY ROMAN PRELICZ



Parlamentarischer Satirepreis für die CVP



Nun haben wir in den eidgenössischen Räten also wieder einmal frühlingsgetagt. Da war einmal die Sonderdebatte zur Franken-Stärke und deren Folgen. Folgen, die für die Exportwirtschaft oder den Tourismus und die Arbeitsplätze dort schwerwiegend und noch nicht absehbar sind. Wir haben darüber gesprochen, aber da bald Wahlen sind, mehr so für die Galerie. Die allerdings kaum hingehört hat. Wir fordern zu Recht neue Interventionen der Nationalbank, Konjunkturprogramme und wehren uns gegen vorgeschobene Kurzarbeit, Entlassungen und Lohnsenkungen. Andererseits wird schlaftrunken der Deregulierung das Wort geredet. Gäh.

Abgesehen von den grossen Linien gab es auch noch die kleinen Zeichnungen. Die CVP hat mit ihrer Initiative zum «Verbot der Heiratsstrafe» einen parlamentarischen Satirepreis verdient. Die Initiative beruht auf dem helvetisch bewährten 3-Säulen-Prinzip: Erstens ist die Ehe in der Verfassung als unsterbliche und einzige Verbindung zwischen einem Mann und einer Frau zu schützen. Zweitens soll bei den wenigen Ungleichheiten, die es bei der Bundessteuer noch gibt, keinen steuerlichen Nachteil mehr erleiden, wer diesen ewigen Bund eingeht. Und drittens sollen diese Bünde ihrer Bedeutung gemäss ehern gemeinschaftlich besteuert werden. Also keine Individualbesteuerung, Splitting, Teilsplitting oder andere moderne Sachen. Ehe muss also ausschliesslich sein und soll sich nicht nur geistlich, sondern auch fiskalisch lohnen.

Nun hat die CVP in den eigenen Reihen eine gewisse Skepsis zu ihrem klerikalen Familienbegriff ausmachen müssen. Nicht nur dass sich im stockkonservativen Bürgen/UR ein ganzes Dorf hinter einen Priester scharrt, der die Liebe zweier Frauen zueinander segnete – nein, eine Mehrheit auch der CVP-Zugeneigten scheint offenbar mit derlei Liebschaften keine Mühe zu haben. Nun ist es etwas blöd, wenn man eine Initiative eingereicht hat, die mit der Definition der Ehe als einer ausschliesslichen Gemeinschaft zwischen unterschiedlich geschlechtlichen Wesen überflüssigerweise elektoral unfroh macht. So begab es sich also, dass die CVP plötzlich mit einem «Gegenvorschlag» zur eigenen Initiative parlamentarisch erschien. Leider hielt dieser aber an der Kombination von Abschaffung der «Heiratsstrafe» und Ausschluss der Individualbesteuerung fest. LGBT-Verbände mochten das als nützlichen Ausweg empfinden – in Wahrheit war auch das eine dümmliche und überschaubare Erpressung: Wir verbauen euch Schwulen und Lesben den Weg zur Ehe in der Verfassung nicht – aber nur, wenn nicht nur ihr, sondern alle, auch im Steuerrecht Treue schwören. In letzter Verzweiflung platzte auch noch der Versuchsballon, die eigene Initiative für teilungültig erklären zu lassen. Und dies durch ein Parlament, das die Kombination von Zuwanderungsbeschränkung und Kondomverteilung in Afrika bei Ecopop für materiell einheitlich hielt... Wir hatten euch gewarnt, liebe Christlichdemokraten, und darum waren eure Rückzugsgefechte gottseidank eine peinlichst scheiternde Absicht. Ein Marignano. Man mag von den Manövern einiger FDP-Ständeräte in dieser Frage halten, was man will: Die Initiative ist entschieden zu bekämpfen und abzulehnen. Fertig.

Martin Naef

Der Geheimdienst hat noch nicht gewonnen



Die Mehrheit im Nationalrat gab dem Nachrichtendienst nach. Sie will die Präventivüberwachung der innersten Privatsphäre von nicht straffatverdächtigen Personen zulassen. Damit ist eine Tabuzone durchbrochen worden, denn nach dem Fichenskandal von 1989 bestand jahrelang ein politischer Konsens, eine so weit gehende geheimdienstliche Vorfeldermittlung nicht mehr zu dulden. Noch Ende des letzten Jahrzehntes scheiterte die BWIS II-Revision, die einen weniger weit gehenden Lauschangriff vorsah, auch an den Stimmen der SVP. Anders ist diesmal nur, dass nicht mehr Samuel Schmid für die Vorlage zuständig ist, sondern Ueli Maurer. Der im Nachrichtendienstgesetz NDG nun vorgesehene Lauschangriff ermöglicht dem Geheimdienst, ohne Vorliegen eines Tatverdachts Räume zu verwanzeln, Telefone abzuhören, in Computersysteme einzudringen und diese sogar zu stören. Mit der Zulässigkeit der Kabelaufklärung erhält das Gesetz zudem eine NSA-mässige Dimension. Denn damit kann der schweizerische Geheimdienst alle Signale erfassen, die ins Ausland fließen. Bundesrat Maurer verarmt das Ganze mit Unschuldsmiene. Vom Staatstrojaner, moniert er, seien im Jahr höchstens 12 Personen erfasst. Das Dumme ist nur: Wenn es tatsächlich nur um 12 Personen ginge, könnte man die Übung gleich bleiben lassen. Denn mit ihr verwischen sich nur in unheilvoller Weise die Grenzen zwischen Nachrichtendienst und Bundesanwaltschaft, die in dem meisten Fällen heute

schon zuschlagen kann. Sollte die Massnahme hingegen etwas bringen, müsste sie in Ansätzen mindestens rastermässig eingesetzt werden. Indem etwa die Besucher aller Moscheen oder die Mitglieder bestimmter Organisationen überwacht werden. Dann aber ist die Grenze der Verhältnismässigkeit klar überschritten und die persönliche Freiheit wird der Sicherheit in unzulässiger Weise geopfert.

Das nun von einer bürgerlichen Mehrheit im Nationalrat verabschiedete Gesetz regelt aber auch den Datenschutz und die Aufsicht über die geheimdienstliche Tätigkeit völlig ungenügend. Zudem wird die Kompetenz des Bundesrates, den Nachrichtendienst einzusetzen, in verfassungswidriger Weise ausgedehnt. Entsprechende Kritikpunkte, die von der Geschäftsprüfungsdelegation, die mit der Kontrolle des Nachrichtendienstes betraut ist, in einem umfassenden Mitbericht gerügt wurden, fanden nur geringfügige Berücksichtigung.

Das alles zu korrigieren wird nun dem Ständerat obliegen. Zu hoffen ist, dass er mit mehr verfassungsrechtlichem Sachverstand ans Werk geht als der Nationalrat. Auf ihn kommt es bei diesem Gesetz nämlich entscheidend an, um auch angesichts von berechtigten Terrorismusängsten nüchtern bleiben zu können. Positiv fällt auf, dass auch in den Medien die Kritik gegen das NDG zunimmt. Immerhin zwei SVP-Parlamentarier haben gemerkt, dass es jeder Logik entbehrt, zwar den Staatstrojaner beim Büpf zu bekämpfen, ihn aber beim Geheimdienst geradezu zu fordern. Und oh Wunder: Plötzlich waren die Grünen und die SP am Schluss im Nationalrat grossmehrheitlich geeint, nachdem die Mehrheit der SP Fraktion lange den neuen Lauschangriff verteidigte und auch einzelne SP-Voten danach tönten.

Daniel Vischer

Ein illustres Trio tritt ab

Emy Lalli, Erika Ziltener und Silvia Seiz-Gut haben die SP-Fraktion im Kantonsrat während vieler Jahre geprägt; bei den Wahlen vom 12. April treten sie nun nicht mehr an. Über ihre persönlichen Erfolge und Ärgernisse im kantonalen Parlament geben sie im Gespräch mit Nicole Soland Auskunft.

Was war seinerzeit Ihre Motivation, für den Kantonsrat zu kandidieren?

Silvia Seiz: Für mich war dasselbe wichtig, was mich bereits während meiner 16 Jahre als Gemeinderätin motiviert hatte: Ich wollte mich auch ausserhalb der Partei-Gremien aktiv politisch betätigen. Dass ich vom Gemeinderat in den Kantonsrat wechselte, hatte vor allem damit zu tun, dass sich die beiden Parlamente inhaltlich unterscheiden: Vor allem die Arbeit an Gesetzen reizte mich. Doch bei uns in der SP 11 waren viele Jahre lang dieselben Leute im Kantonsrat, weshalb ich drei Mal kandidiert habe, bis es klappte. Dafür blieb ich dann gleich achteinhalb Jahre...

Emy Lalli: Nachdem ich mich hauptsächlich in der SP 9 engagiert hatte, wurde ich angefragt, ob ich auf die Kantonsratsliste möchte. Gemeinderätin wollte ich nie werden, doch der Kantonsrat reizte mich; in einem bürgerlich dominierten Parlament Akzente zu setzen, erschien mir als die zwar schwierigere, aber auch lohnendere Herausforderung. Allerdings hatte man mir nicht gesagt, dass ich zuoberst auf die Liste gesetzt würde und Ruedi Winkler nur auf den fünften Platz... das machte mich nervös, bis man mir bestätigte, Ruedi sei einverstanden. Er schaffte sodann die Wahl mit den meisten Stimmen, und mit mir gewannen wir einen fünften Sitz dazu.

Erika Ziltener: Ich war zwar Co-Präsidentin der SP 10, doch auf die Kantonsratsliste kam ich als «Zebra-Frau», und die Prognose lautete, «du kommst auf den fünften Platz, wirst also nicht gewählt, aber es wäre schön, wenn es genug Frauen hätte, um die ganze Liste abwechselungsweise mit Frauen und Männern zu füllen». Nach der Wahl war ich auf dem vierten Platz, womit ich auf dem ersten Ersatzplatz landete und ein halbes Jahr vor Legislaturende nachrücken konnte. Nach diesen ersten sechs Monaten und einem super Start dank Willy Spieler wusste ich, dass der Kantonsrat genau das Richtige für mich war; deshalb wollte ich unbedingt wiedergewählt werden.

Was hat Sie dazu bewogen, der Arbeit im Kantonsrat so lange treu zu bleiben?

Silvia Seiz: Die Arbeit im Kantonsrat ist anders ist als jene im Gemeinderat, aber mindestens so spannend: Ich hatte beispielswei-

se nicht damit gerechnet, dass die Region, aus der jemand kommt, so wichtig sein kann wie seine/ihre Partei – und dass es manchmal gar nicht so einfach ist, sich mit einer Idee nur schon in der eigenen Fraktion durchzusetzen. Gut gefallen hat mir auch, dass ich in «meinen» Themengebieten Soziales und Gesundheit in die Tiefe gehen und Erfahrungen machen sowie Kontakte pflegen konnte, zu denen ich sonst wohl kaum gekommen wäre. Bei den Wahlen machte ich zudem immer das beste Ergebnis, was aus meiner Sicht belegt, wie wichtig es ist, in seinem Quartier beziehungsweise Dorf sehr gut vernetzt zu sein.

Emy Lalli: Dass man sich manchmal wundert, was die VertreterInnen von abgelegenen Dörfern wie beispielsweise Sternenberg beschäftigen kann, ist auch mir nicht fremd. Als ich im Kantonsrat anfang, galt zudem noch das System der Spezialkommissionen, in die man nach Bedarf gewählt wurde. Damit konnte es einem passieren, dass man sich in Gebiete einarbeiten musste, von denen man zuvor keine Ahnung gehabt hatte. Das war zwar anstrengend, aber auch spannend.

Dass man mich bei uns im Dorf, das der Kreis 9 immer noch ist, kennt, hat ebenfalls eine Rolle gespielt, wenn es jeweils um die Frage ging, ob ich weitermachen wollte: Ich bin jedenfalls stolz darauf, dass ich stets viele Fremdstimmen holte – und vor allem immer mehr Stimmen als Lorenz Habicher von der SVP.

Erika Ziltener: Als ich im Kantonsrat anfang, waren die «Aktion Gsundi Gesundheitspolitik» und die neue Spitalbewegung sehr aktiv mit Kundgebungen usw., kurz: In «meiner» Gesundheitspolitik war damals viel los. Gleichzeitig nahmen verschiedene Entwicklungen wie die Ökonomisierung des Gesundheitswesens ihren Anfang, die in eine aus unserer Sicht falsche Richtung zielten; die Arbeit ging uns also nie aus. Und nicht zuletzt haben sich meine Aufgaben als Kantonsrätin, als Dozentin in Gesundheits- und Krankenpflegeschulen und als Leiterin der Patientenstelle Zürich ideal ergänzt.

Was stufen Sie rückblickend als Ihre grössten Erfolge ein?

Emy Lalli: Mein persönliches Highlight war mein Präsidialjahr 2004/05. Es fing schon

gut an – ich bin heute noch stolz darauf, dass ich bei der fraktionsinternen Ausmarchung bereits im ersten Wahlgang das absolute Mehr erzielte –, und es war und blieb spannend. Ich habe es sehr gern gemacht.

Für viele KantonsrätInnen ist das Präsidialjahr der krönende Abschluss; Sie jedoch sind in die Fraktion zurückgekehrt und haben dort weitergearbeitet: War das von Anfang an so geplant?

Emy Lalli: Nein, ich wusste ja nicht, wie es werden würde. Aber es war schön, vom «Bock» herab zu regieren und praktisch jeden Abend irgendwo eine Rede zu halten, Apéros zu besuchen, mit verschiedenen Menschen zu reden. Doch nach diesem Jahr war mir auch klar, dass ich noch nicht genug hatte von der politischen Arbeit im Kantonsrat. Zudem war ich ja nicht die erste, die nach dem Präsidialjahr weitermachte. Dass es allerdings nochmals ganze zehn Jahre werden würden, hätte ich damals nicht gedacht.

Und was waren die grössten Erfolge aus Sicht der Gesundheitspolitikerinnen?

Erika Ziltener: Mich hat es sehr gefreut, dass aufgrund eines Vorstosses von mir bereits in meiner Anfangszeit ein Pilotprojekt für die Einsetzung von SpitalfachärztInnen aufgegleist wurde. Auch die Hausarztmedizin wurde von unserer Fraktion angeregt, und als die Hebammenschule geschlossen beziehungsweise in einen anderen Kanton hätte ausgelagert werden sollen, erwischten wir zum Glück ein Medienloch...

Wie meinen Sie das?

Erika Ziltener: Damals lief offensichtlich sonst nichts, also hatten die Medien offene Ohren für unsere Argumente, und es gelang uns, die Hebammenschule zu halten. Grundsätzlich ist die Gesundheitspolitik aber schon unglaublich bürgerlich geprägt, weshalb wir froh sind, dass es uns gelungen ist, auf eine hohe Qualität der Gesundheitsversorgung für die Bevölkerung zu pochen und sie im Gesetz zu verankern.

Silvia Seiz: Ein weiteres Beispiel: Beim Pflegegesetz konnten wir erreichen, dass der Kanton bei den ambulanten Pflegekosten seinen Anteil verdoppelte. Grundsätzlich gehöre ich jedoch nicht zu jenen KantonsrätInnen, die sich mit möglichst vielen Vorstössen zu profilieren suchten. Ich war dafür immer gut darin, mit verschiedenen Leuten zu reden und

sie zu überzeugen; entsprechend habe ich viele kleine Erfolge erzielt, von denen nie etwas in der Zeitung zu lesen war. Beispielsweise, als am Unispital das Reinigungspersonal ausgelagert werden sollte: Mir war wichtig, dass diese Frauen weiterhin einen anständig bezahlten Job haben sollten; ob als Angestellte des Unispitals oder als Ausgelagerte, interessierte mich weniger. Das stiess beim VPOD zwar nicht nur auf Wohlwollen, doch schliesslich setzte sich die Erkenntnis durch, dass man manchmal mehr erreicht, wenn man nicht unbedingt mit dem Kopf durch die Wand will.

Emy Lalli: Auch in der Sozialpolitik bekamen wir die bürgerliche Mehrheit zu spüren; Vorwürfe, wir machten zu wenig, finde ich deshalb nicht angebracht. Wir hatten alle Hände voll zu tun, das bereits Erreichte zu bewahren und die bestmöglichen Kompromisse herauszuholen. Als Linke in der Sozialpolitik ist es keine Option, mit Pauken und Trompeten den Ton angeben zu wollen – dieser Schuss kann nur nach hinten losgehen.

Erika Ziltener: Genau. Wir können die besten Vorstösse schreiben, die man sich denken kann – aber wenn sie keine Mehrheit finden, kommen wir keinen Schritt weiter. Ich habe mal einen Vorstoss für die Rückforderung der zuviel bezahlten Prämien gemacht; er wurde nur von der eigenen Fraktion, den Grünen und ein paar Zugewandten unterstützt, ging also bachab. Doch einer von der SVP nahm den Vorstoss auf, änderte einen Satz, brachte ihn eine Woche später in den Rat – und siehe da, er wurde überwiesen. Das ist nun mal die Realität in der Sozial- und Gesundheitspolitik im bürgerlich dominierten Kantonsrat.

Silvia Seiz: Unser Vorstoss für mehr Qualität in der Pflege Demenzkranker ging ebenfalls bachab, doch unterdessen liegt ein Vorschlag des Regierungsrats für eine Demenzstrategie auf dem Tisch, die sogar finanzielle Unterstützung vorsieht: Dass wir im Parlament oft unterlagen, heisst noch lange nicht, dass wir ins Leere hinaus arbeiteten; wir wirkten einfach mehr im Hintergrund – und das ist tatsächlich nicht jedermanns Sache.

Womit wir bei Ihren grössten Niederlagen beziehungsweise Ärgernissen wären.

Silvia Seiz: Mit Gesundheits- und Sozialpolitik kann man sich als Linke im bürgerlichen Kantonsrat nicht profilieren; vielmehr kriegt man permanent eins aufs Dach. Man braucht einen starken Willen und eben solche Nerven.

Nach dieser Legislatur wird es noch weniger SozialpolitikerInnen in der SP-Fraktion haben – ausgerechnet jener Partei, die das Soziale im Namen hat, scheint es an Menschen zu fehlen, die sich im Kantonsrat dafür einsetzen wollen. Mit einem Leistungsausweis als Sozialpolitikerin wird man heutzutage halt nicht National- oder Bundesrätin... Das zeigt sich nicht zuletzt daran, dass bei parteiinternen Tagungen, in denen verschiedene Themen zur Diskussion standen, in letzter Zeit die Finanzen

«Mit Gesundheits- und Sozialpolitik kann man sich als Linke im bürgerlichen Kantonsrat nicht profilieren.»

Silvia Seiz-Gut



Die langjährigen SP-Kantonsrätinnen Erika Ziltener, Emy Lalli und Silvia Seiz-Gut (von links) im Rathaus – und auf dem Sprung: Sie treten bei den Wahlen nicht mehr an. Nicole Soland

und das Wohnen der Sozial- und Gesundheitspolitik vorgezogen wurden.

Erika Ziltener: Ich finde es auch schade, dass die NZZ das Ratsprotokoll nicht mehr abdruckt; früher wurde unsere Politik dadurch immerhin öffentlich gemacht. Was mich aber bis heute sehr reut, ist, dass wir den Spitalfonds nicht durchgebracht haben; er wurde nicht nur im Kantonsrat abgelehnt, sondern ging auch in der Volksabstimmung deutlich bachab. Da sollte die SP unbedingt dranbleiben und diesen grossen Fehler korrigieren. Generell hat sich für mich die Kombination Unterrichtstätigkeit/Patientenstelle/Kantonsrat aber so gut bewährt, dass ich rückblickend nicht mehr bei jedem meiner Erfolge beziehungsweise Misserfolge aus dem Stand sagen kann, ob ich sie in der einen oder andern Funktion erzielt habe.

Emy Lalli: Mich reut es immer noch, dass wir die Vorlage «Chancen für Kinder», mit der wir Ergänzungsleistungen für Familien forderten, nicht durchgebracht haben, und es hat mich auch verletzt, dass mich die Fraktion vor vier Jahren per Zufallsentscheid nicht mehr in die Kommission für soziale Sicherheit und Gesundheit gewählt hat. Wie erfolgreich – oder eben nicht – wir im Parlament waren, ist andererseits immer nur die eine Seite; auf der anderen kommt es gerade in der Sozialpolitik häufig vor, dass die vorhandenen Gesetze und Regeln zwar ausreichen, jedoch nicht adäquat befolgt werden: Da wird zum Beispiel in einem

stossenden Fall von Sozialhilfemissbrauch der SKOS die Schuld gegeben, dabei gäbe es gemäss ihren Richtlinien durchaus Sanktionsmöglichkeiten; die Gemeinden müssten sie nur ergreifen.

Wie leicht fällt Ihnen der Abschied – und was packen Sie als nächstes an?

«Die stets stärkere Polarisierung der SVP gibt mir ebenso zu denken wie die vielen Lügen, mit denen sie in der Sozialpolitik hausiert.»

Emy Lalli

Emy Lalli: Die Kontakte werde ich sicher vermissen, den Austausch mit den KollegInnen, auch dass wir als Mitglieder dieses gesitteten Parlaments problemlos parteiübergreifend ein Bier trinken gehen konnten, obwohl die Diskussionen im Rat durchaus hart geführt wurden.

Die stets stärkere Polarisierung der SVP gibt mir allerdings ebenso zu denken wie die vielen Lügen, mit denen sie in der Sozialpolitik hausiert. Was die Zukunft betrifft, bleibe ich in der Sozialbehörde, doch meine politische Karriere ist nun abgeschlossen.

Erika Ziltener: Ich war sehr gerne Kantonsrätin, und der Rat wird mir vielleicht auch fehlen, aber ich freue mich auf mehr Zeit, die mir nun zur Verfügung steht, und werde mein Pensum auf der Patientenstelle aufstocken. Zudem kann ich von einem Vorteil der langjährigen Parlamentsarbeit, der breiten Vernetzung, ja auch in Zukunft noch profitieren.

Silvia Seiz: 25 Jahre aktive Politik sind genug, finde ich. Meine weiteren Engagements behalte ich bei, aber ich kann mir auch gut vorstellen, künftig ab und zu mal einen Tag frei zu haben. Allerdings kandidiert meine Chefin in aussichtsreicher Position für den Kantonsrat; sollte sie gewählt werden, muss ich mein Arbeitspensum aufstocken.

Zusammenarbeit mit Herz

Lange Zeit schienen die Fronten zwischen Universitätsspital und Triemli bei der Herzchirurgie verhärtet. Jetzt haben sich die beiden auf eine Zusammenarbeit geeinigt.

Min Li Marti

Herzchirurgie hat in Zürich einen hohen Stellenwert und eine ruhmreiche Geschichte. Daher überrascht das Seilziehen um die Herzchirurgie nicht. Die Schaffung eines grossen Herzzentrums auf dem Platz Zürich war gescheitert, ein unüberbrückbarer Konflikt schien vorhanden. Es geht dabei, wie meist, um Geld und Prestige. Das Universitätsspital wollte keine gemeinsame Lösung im Triemlispital. Die Stadt Zürich wollte ohne Kompensation die lukrative Herzchirurgie nicht einfach aufgeben.

Grösster Verbund

Jetzt haben sich Unispital und Triemli zu einer Allianz zusammengefunden. Die «Allianz Herzchirurgie Zürich» bildet den grössten öffentlichen Herzchirurgieverbund der Schweiz. Beide Spitäler behalten ihre Eigenständigkeit, intensivieren aber die Zusammenarbeit. Die Allianz umfasst einen gegenseitigen Personalaustausch, einheitliche Standards bei Diagnostik und Therapie und gemeinsame Aus- und Weiterbildung. Michele Genoni, Chefarzt für Herzchirurgie am Triemli, wird neu zu 40 Prozent am Universitätsspital wirken. Sein Pendant vom Unispital, Francesco Maisoni, wird neu auch im Triemli zum Einsatz kommen. Die Leistungsverträge beider Spitäler werden durch die Allianz nicht tangiert.

Stadträtin Claudia Nielsen freut sich über die Allianz, da sie die Qualität verbessere und auch den Medizinstandort Zürich attraktiv mache: «Vor nicht allzu langer Zeit wurde schon der universitäre Geriatrieverbund präsentiert, heute stellen wir die zweite strategische Partnerschaft vor. Dieser Zusammenarbeit gehört die Zukunft.» Martin Waser, Präsident des Universitätsspitals, verweist auf die etwas schwierige Vergangenheit: «Die Zusammenarbeit scheint

eine Überraschung, wenn man die Geschichte anschaut. Allerdings wurde auf operativer Ebene schon immer gut zusammengearbeitet. Darauf bauen wir auf.» Die Allianz würde die Position von Zürich und den beiden Spitälern im Wettbewerb entscheidend verbessern. «Mit der Zusammenarbeit schaffen wir Vertrauen für weitere Schritte in der Zukunft», so die Hoffnung von Martin Waser.

«Auf Augenhöhe»

Auch Andreas Zollinger, medizinischer Direktor des Stadtspitals Triemli, nimmt Bezug auf die nicht immer einfache Vergangenheit. Nach dem Scheitern des letzten Anlaufs sei man aber im Gespräch geblieben. Die Gespräche wurden in den letzten Monaten intensiviert. Entscheidend sei, «dass sich zwei Partner auf Augenhöhe begegnet sind.» Es war schnell klar gewesen, dass die beiden Herzchirurgen miteinander arbeiten wollen, die Architektur der Zusammenarbeit sei aber von den Spitaldirektionen entworfen worden. Zollinger betont: «Das Resultat ist primär aus medizinischer Sicht sinnvoll. Eine Zusammenarbeit muss für die Ärztinnen und Ärzte vor Ort funktionieren.» Beide Häuser würden jetzt optimal voneinander profitieren, das sei auch für die Patientinnen und Patienten gut. Für Jürg Hodler, medizinischer Direktor des Universitätsspitals, steht im Zentrum, dass die Aus- und Weiterbildung an den öffentlichen Spitälern gestärkt wird. Diese Aufgabe wird fast nur von der öffentlichen Medizin übernommen: «Weiter- und Fortbildung ist ein Kerngeschäft von uns, es ist gut, hier die Verantwortung teilen zu können.»

Die Zusammenarbeit zwischen Universitätsspital und Triemli scheint sich also zu verbessern. Offenbar ist der pragmatische Weg in mehreren Schritten wie so oft dafür geeigneter als ein grosser Wurf.

Es braucht mehr

Die Bevölkerung im Kanton Zürich wächst. Es mangelt an zahlbarem Wohnraum. Zusätzliche gemeinnützige Wohnungen sind gefordert.

Min Li Marti

Zahlbare Wohnungen sind im Kanton Zürich Mangelware. Trotzdem ist der Anteil gemeinnütziger Wohnungen gesunken. 1970 waren noch 10,5 Prozent der Wohnungen im Kanton gemeinnützig, 2012 waren es nur noch 7,6 Prozent. Für die Wohnbaugenossenschaften Zürich besteht daher dringender Handlungsbedarf.

Effort nötig

In der Stadt Zürich ist der Anteil gemeinnütziger Wohnungen stabil geblieben. Er entspricht heute rund 27 Prozent. Doch die Stadt hat sich ehrgeizige Ziele gesetzt. Der Anteil gemeinnütziger Wohnungen soll bis ins Jahr 2050 auf 33 Prozent gesteigert werden. «Um dieses Ziel zu erreichen, braucht es einen Effort», meint Peter Schmid, Präsident Wohnbaugenossenschaften Zürich. Sie haben berechnet, dass dafür pro Jahr rund 600 gemeinnützige Wohnungen entstehen müssten. «Das Problem ist, dass es kaum mehr günstiges Bauland gibt», meint Peter Schmid, die Alternativen dazu seien der Erwerb von Liegenschaften oder die gezielte Verdichtung auf bereits bestehenden Arealen. Der Verband schlägt fünf Massnahmen vor. Die erste Massnahme wäre ein Rahmenkredit, mit dem die Stadt Zürich Liegenschaften erwerben kann. 1990 wurde ein Rahmenkredit von 100 Millionen Franken vom Volk bewilligt. Die Stadt hat diesen aber bis heute nur zu 30 Millionen Franken ausgeschöpft. Es sind also noch 70 Millionen Franken vorhanden. Zum zweiten solle die Stadt Zürich einen kommunalen Wohnbaufonds schaffen. Dieser Fonds soll selbsttragend und mit 200 Millionen Franken dotiert sein. Die Stadt soll die Chance nutzen, jetzt günstig am Markt Kapital aufnehmen zu können. Die Stadt soll zudem Zonen für gemeinnütziges Wohnen schaf-

fen. Für den Kauf von Liegenschaften und Wohnungen fordern sie, dass die Stiftung für preiswerten Wohn- und Gewerberman (PWG) mehr Eigenkapital und Abschreibungsbeiträge erhält und die neue Stiftung für bezahlbare und ökologische Wohnungen ihr Stiftungskapital dazu verwendet, neue Liegenschaften zu kaufen.

Auch in der Agglomeration

Barbara Thalmann, die designierte Nachfolgerin von Peter Schmid, beobachtet, dass auch in der Agglomeration der Druck wachse. Der neue Richtplan will, dass in den Zentren verdichtet wird. «Gemeinden werden städtischer und mit neuen Fragen konfrontiert», so Barbara Thalmann. Dieser Druck habe neue Mehrheiten in der Bodenpolitik gebracht. Als Beispiele führte sie die Zweitwohnungs- und die Kulturlandinitiative, die PBG-Revision für Zonen für preisgünstiges Wohnen und das neue Raumplanungsgesetz an, das einen Mehrwertausgleich vorsieht. Hier sieht Thalmann kantonalen Handlungsbedarf: Es brauche einen Mehrwertausgleich von 40 Prozent bei Ein-, Um- und Aufzonungen. Der Kanton habe sich entschieden, die Kompetenzen an die Gemeinden zu delegieren – bei den Zonen für gemeinnützige Wohnungen und bei den Wohnbaufonds. «Sternenberg ist nicht wie Dübendorf», fasst Thalmann die Diskussion zusammen. Allerdings sehe die Kantonsverfassung in Artikel 110 die Förderung des gemeinnützigen Wohnungsbaus und des selbst genutzten Wohneigentums vor. «Der Kantonsrat interpretiert Wohnbauförderung aber nur als Steuererleichterung für das Wohneigentum», so Peter Schmid. Die Genossenschaften fordern die Politik auf, die bestehenden Gesetze umzusetzen und den Spielraum zu nutzen. Damit der Anteil gemeinnütziger Wohnungen wieder steigt.

Gefährliche Stimmungsmache gegen die Menschenrechte

Christof Brassel

Nach dem Verhältnismässigkeitsgrundsatz, der sowohl aus unserer Bundesverfassung (Art. 36 Abs. 3 BV) wie auch aus der Europäischen Menschenrechtskonvention (EMRK) hervorgeht, muss ein Eingriff in Grundrechte, insbesondere eine strafrechtliche Sanktion, immer auf ihre Verhältnismässigkeit hin überprüft werden können. Bezogen auf das Strafrecht konkretisiert sich das Verhältnismässigkeitsprinzip darin, dass ein Straftäter nicht einfach nach schematischen Sanktionstarifen bestraft wird, sondern nach Massgabe seines individuellen Verschuldens. Die Bestrafung eines Täters nach dem Verschulden kann nur eine auf den Einzelfall bezogene sein, demnach müssen bei der Festlegung der Sanktion der konkrete Einzelfall in Bezug auf das Tatverschulden und die persönlichen Verhältnisse des Täters erfasst werden.

Rückfall in mittelalterliche Praxis

Eine schematische Sanktionierung nach einem starren Schubladensystem-Automatismus stellt einen Rückfall in eine mittelalterliche Strafpraxis nach «Tarifliste» ohne Rücksicht auf konkretes Verschulden und persönliche Verhältnisse dar. Wenn wir nicht hinter die Errungenschaften der Aufklärung zurückfallen wollen, dann ist es wichtig, dass auch bei der Ausschaffungspraxis ausländischer Straftäter die individuelle Beurteilung, und damit das Verhältnismässigkeitsprinzip, zur Anwendung kommt. Wer das Verhältnismässigkeitsprinzip hochhält, trägt in keiner Weise dazu bei, dass die «grossen Schurken» hierbleiben können. Diese müssen, angesichts der Schwere ihrer Taten, vielmehr auch bei voller Geltung des Verhältnismässigkeitsgrundsatzes ausgeschafft werden.

Das Verhältnismässigkeitsprinzip führt jedoch dazu, dass die Gerichte, bzw. andere zuständige Behörden, bei einem «gestrauchelten» Ausländer, der hier in der Schweiz sein ganzes Beziehungsumfeld hat, nicht zwangsläufig eine absolut rigide, existenzvernichtende Sanktion verhängen müssen. Die Aversion rechtspopulistischer Kreise gegen den Verhältnismässigkeitsgrundsatz kommt in diesem Sinne einer Verachtung des zivilisierten Abwägens und einer Bewunderung des harten mechanischen «Zack-bumm-Entscheidung» gleich.

Das Verhältnismässigkeitsprinzip ist demgegenüber ein Ausdruck des verantwortungsvollen, reflektierten Handelns. Ohne dieses Moment des vernünftigen Abwägens haben behördliche Sanktionen nicht mehr den Charakter einer gerechten, begründbaren Be-

strafung, sondern nur noch denjenigen einer knallharten Abrechnung.

Mit der Verachtung des Verhältnismässigkeitsgrundsatzes verabschiedet sich die SVP von dem für jeden Rechtsstaat elementaren Grundsatz der Bestrafung nach dem individuellen, konkreten Verschulden und öffnet Tür und Tor für ein postmodernes Ordnungsstaats-High-Tech-Mittelalter, in welchem individuelle Grundrechte tendenziell nur noch für «Normschweizer» gelten und für diejenigen, welche es sich finanziell und statusmässig leisten können.

SVP-Auftritte geben zu denken

Dass zahlreiche Exponenten aus dem Umfeld der SVP – trotz aller vordergründigen Demokratie-Rhetorik – in auffälliger Weise autoritäre Regimes positiv bewerten und die Menschenrechte als unwichtig abqualifizieren, gibt zu denken. Man erinnere sich z.B. an den sogenannten «Schlussstrich»-Auftritt von Bundesrat Ueli Maurer in China, an den China-Bewunderungston in einem Interview der Unternehmerin Frau M. Martullo-Blocher (28.7.2012) oder an den eifrigen Auftritt von Oskar Freysinger für Putin im russischen Fernsehen.

Zu denken gibt auch der seinerzeitige Auftritt von Herrn (damals noch Bundesrat) Blocher in der Türkei, als er sich dort mit abfälligen Bemerkungen gegen die schweizerische Antirassismus-Strafbestimmung anbot. Zu denken gibt sodann auch ein Vorstoss der SVP-Nationalrätin Andrea Geissbühler, der im Jahre 2009 (zum Glück ohne Erfolg) die Streichung von Art. 19 und Art 20 StGB und damit eine weitgehende Abschaffung des Schuldprinzips im Strafrecht forderte. Zu denken geben auch die Kreise um den SVP-Rechtsprofessor Hans-Ueli Vogt, welche ernsthaft eine Initiative zur Aushebelung der europäischen Menschenrechtskonvention lancieren, und zu denken gibt schliesslich auch der propagandistische Vorstoss unseres Bundes-Uelis zur Kündigung der EMRK. Wie kommt es, dass so viele (prominente) SVP-ler etwas gegen Menschenrechte haben?

Die Europäische Menschenrechtskonvention wurde nach dem Ende des 2. Weltkrieges geschaffen, als Reaktion auf die Verbrechen des Faschismus, gewissermassen als Bollwerk der zivilisierten Gesellschaft gegen die Gefahr eines Absturzes in die menschenverachtende Barbarei. Der Schutz und die Respektierung der Würde aller Menschen ist eine ständige zivilisatorische Aufgabe. Gerade in krisenhaften Zeiten wächst die Versuchung, an der Selbstverständlichkeit der Menschen-



denhans/photocase.de

würde zu kratzen und gewisse Kategorien von Menschen als weniger schützenswert zu behandeln. Es kommen tabubrechende Wünsche nach einem «grossen Reinemachen» auf, das sich gegen Feindbilder, Fremde, Andersartige, etc. wendet. Manche politische Gruppierungen zapfen mehr oder weniger bewusst solche verhängnisvolle Energien für ihre politischen Zwecke an. Für Parteien, die im Volk als «grosse Aufräumer» auftreten, erweisen sich Menschenrechte früher oder später als ein Hindernis auf dem Weg zu den angestrebten «Saubereitszielen». Meist tönt es dann so, dass man ja an sich nichts gegen Menschenrechte habe, dass man mit diesen aber auch nicht übertreiben solle. Die bei SVP-Hardlinern immer wieder durchschimmernde diffuse Sehnsucht nach einem «grossen Aufräumen» dürfte eine nicht zu unterschätzende Rolle bei der Aversion mancher Parteixponenten gegen die Menschenrechte, und speziell gegen die EMRK, spielen.

Gefährlicher Ruf

Wenn der Ruf nach dem «grossen Aufräumen» in einer Gesellschaft ein gewisses Ausmass annimmt, dann wird es gefährlich. Gefährlich für das gesellschaftliche Gleichgewicht, gefährlich für Rechtsstaat und Demokratie und gefährlich für alle Menschen, die nicht den Normvorstellungen der «Reinemacher» entsprechen. Gewiss soll man die rechtsextremistischen Tendenzen in der SVP nicht dramatisieren, aber wenn namhafte Parteigrößen sich die Menschenrechte als Angriffsobjekt vornehmen, dann ist es an der Zeit, diese Menschenrechte, und damit die Grundlage von Demokratie und Rechtsstaat, mit aller Energie zu verteidigen, bevor es zu spät ist.

Ziehen Sie um?

Bitte teilen Sie uns Ihre neue Anschrift mit.
www.pszeitung.ch/adressaenderung
oder Telefon 044 241 06 70

www.pszeitung.ch/inserieren

Kreuzworträtsel von Christoph Hug

Lösungswort (markierte Felder von oben links nach unten rechts, generell gilt I = J = Y): **Weiland die grosse Sorge der Sachsen, klingt wie, was uns heuer plagt.**

Waagrecht:

7. Sind Bäckereien im Appenzell, in der Zürcher Verwaltung gibt's nur deren eine. **12.** Die ultimative ist der Tod. **18.** Die Vorstufe zum Rollator, meint dazu alltagserprobter Stadtvelofahrer. **19.** Verkürzter Name und zusammen mit selbigem ein Alias. **20.** Gesund werden wie etwa in Lourdes. **21.** Unwertpapier, vielleicht auch, was gefallener Engel um den Kopf trägt? **24.** Freitags Werkstoff, hebt anderenorts ab. **25.** War quasi radsportliches Gegenprogramm zu dem mit der guten Nase. **26.** Aufforderung an den Hilfsmaschinisten; verfeinern an Speise selbige. **27.** Führt sprichwörtlich angeblich dazu, dass aus dem a ein o wird. **28.** Von Begierde beinah gänzlich erfüllt ist der Leuchter. **31.** Eine Sitzgelegenheit der un-

angenehmen Art. **34.** Von welchem Boy George sagt, er sei ihm lieber als Sex. **35.** Die in der Pubertät einfach nur peinlich werden. **37.** Solche Postsendung: Dank Internet heut beinahe obsolet. **38.** Ist mitunter wohl quasi die Mutter des spanischen Katers. **39.** Monarch auf Zeit im Musical Theater Basel. **40.** Wobei nicht nur die Augen schwarz sahen. **41.** Seniorenfalle, falls nicht – in zwei Worten – der mittlere für Oma Duck. **42.** Kam zustande, oder halt nicht, derweil Kilchsperger auf SRF Sprüche klopfte.

Den Talon zur Einsendung des Lösungswortes finden Sie auf Seite 8. Einsendeschluss ist am Dienstag, 7. April um Mitternacht.

Christoph Hug ist Präsident der Grünen Stadt Zürich.

Senkrecht:

1. Wird allgemein beklagt, dass bei selbigem selbiger im Sinken begriffen. **2.** Unehrenhafte Tätigkeit, die z.B. mit 41 waagrecht bezweckt wird. **3.** Kaum zu glauben: War ursprünglich ein Veloclub! **4.** Ein Kubikmeter Brennholz, auch buchstäblich vom Förster. **5.** Jener der Karibik ist folgenreich. **6.** Annektieren, schön geredet, oder woran es Oktopus nicht mangelt. **7.** Als Kopiervorgang überholt, drum vielleicht werktags den Kater ausschlafen. **8.** Jene des Achill trug Siegfried quasi zwischen den Schultern. **9.** Wird nicht verseist in der Oyster Bar; auch 26 waagrecht (in Einzahl) zutage fördernd. **10.** Falls kein Genie, vielleicht der Koh-i-Noor. **11.** Begeht er 41 waagrecht, ist er meist nicht wirklich einer. **13.** Alterna-

tive für jene, welche die Antwort nicht wissen. **14.** Kann bei Geschmacklosigkeit wie auch im Winterdienst eingesetzt werden. **15.** Falls Kreation von Mary Quant, nur eine Kleinigkeit. **16.** Kann vor Haus oder Sessel stehen, auf Fan oder Nacht folgen. **17.** Ein Schweizer, dem Alltag anderer Art beschieden war. **22.** Herberge ist mit östlicher Weltstadt ein Fall für kreischende Teenies. **23.** Womit man den Auftritt von Nina Hagen kaum je beschreiben würde. **29.** Welcher der Eitle sich auch buchstäblich zurechnet. **30.** Den Müslüm fragt: Warum bist du nid ehrlich? **32.** Eine Klasse für sich, den Hooligans angehörig, obwohl sie die meisten gern los wäre. **33.** Was selbiger mit K statt G bei vielen erregt. **36.** Kurz: Heisst heute Xpo oder Swiss Olympic.

Fallhöhe



Toni Suter

Barbara Webers Besetzung der titelgebenden Figuren von «Kasimir und Karoline» ist brillant. Der grosse Jahrmarkttrubel aber geht auf Kosten der Fallhöhe des Dramas.

Häufig wird Christian Baumbach als Hampelmann besetzt, doch passender als hier als Kasimir war das kaum je. Wie ein zu gross gewachsener Bub ist er einer selbstanalytischen Reflektion noch unfähig. In seiner amourösen Zuneigung wiewohl den Ausbrüchen der Eifersucht ist er zu heftig, zu ungenau und vermässelt so die beste Absicht gleich selbst. Ihm gegenüber sprüht Mair Rosa Tietjen als Karoline vor zappelnder Lebensfreude, einer überstelligen Neugier auf Abenteuer, Selbstbestimmung und wirkt mit der Unterstützung ihrer Physis just wie ein ungelinktes Wesen zwischen Mädchen und Frau. In ihrer grossen Ungleichheit sind sie in ihrer Ambivalenz des Misstrauens gegenüber den eigenen Entscheidungen und Gefühlen ein regelrechtes Traumpaar der Unsicherheit. Krasser einseitig bis nachgerade eindimensional verhält sich das zwischen dem aggressiven Franz (André Willimund) und der ihm hörigen Erna (Henrike Johanna Jörissen) – ein Baum von einem Mann mit seinem Stück Fleisch mit Gebärmutter. Teile ihres Umgangs miteinander (beidseitig) schmerzen richtiggehend, dabei müsste eigentlich die Fallhöhe zwischen frohlockender Feierlaune und Verliebtheit zwischen Kasimir und Karoline und dem wortreich verschlungenen Pfad über den Umweg zahlloser Verlockungen bis in ihren Untergang die eigentlich schmerzliche Komponente in diesem Stück werden. Doch weder Lukas Holzhausen als Schürzinger noch Michael von Burg und Claudius Körber als Rauch und Speer helfen in dieser Inszenierung, diesem Fall den nötigen Nachdruck in Dringlichkeit und Unausweglosigkeit zu verleihen. Vielmehr wirkt Barbara Webers Inszenierung, als wäre das grosse Glück genauso möglich wie das finale Pech – und dass, wies kommt, einzig dem Zufall zuzuschreiben wäre. Die beiden Hauptfiguren sind hier noch nicht mal Herr ihrer Triebe und Sünden, sondern Unbeteiligte, die wie Federn vom Wind mal hierhin, mal dorthin geblasen werden. Scheinbar willenlos. Der innere Kampf mit sich selbst und den Umständen kommt hier leider zu kurz. froh.

«Kasimir und Karoline», bis 3.5., Schauspielhaus, Zürich.

Der Trost des Sterbens



Tanja Dorendorf

Nach den Regeln der Theaterdramaturgie ist Alvis Hermanis' Accrochage «Die schönsten Sterbeszenen in der Geschichte der Oper» nicht gebaut. Dafür ist eine Schwelgerei in Schwermut.

Für das hiesige Publikum ist die Assoziation zu Daniel Schmid's Film «Il Bacio di Tosca» augenscheinlich, wenngleich Alvis Hermanis nirgends behauptet, hier ein Altersheim für ehemalige Opernstars zu inszenieren, noch gibt jemand aus dem Ensemble seine/ihre Gesangskünste zum besten. Aber die Mixtur aus grosser Trauer bis regelrechter Trostlosigkeit und einem doch lebensbejahenden gemeinsamen Alltagsritual der Bewohnenden, sich dem Nichtstun mit dem Hören und Nachspielen der titelgebenden Sterbeszenen von Opern entgegen zu stellen, fördert für alle, die diesen Film jemals gesehen haben, ab dem ersten Augenblick diese offensichtliche Parallelität zutage. Das leise Ironische, das bislang sämtliche Inszenierungen von Alvis Hermanis in Zürich auch hatten, ist selbst ohne jegliche Ahnung von Opern auch hier erkennbar. In «Brennende Finsternis» gabs Feldstecher für alle, obschons nichts weiter zu sehen gab, und etwa im perfekt durchorchestrierten «Der Idiot» von Dostojewski beendete ein falsch spielender Trompeter den Abend. Hier kontrastiert die oberflächliche Ehrfurcht der Altersheimbewohnenden vor den musikalischen Grosstaten der Komponisten ein immer mal wieder aufblitzender, aber letztlich kaum zu übersehender Hang zur regelrechten Lachhaftigkeit. Der Pathos, den Sterbeszenen in der Oper bis zum Exzess zelebrieren, liefert den Anstoss dazu gleich selber. Oder wie es Friederike Wagner schon zu Beginn des Abends keck, aber mit Tränen in den Augen, formuliert: «Bitte nicht (den Werther), das ist zuviel am frühen Morgen. Der stirbt ja den ganzen vierten Akt lang.» Die Kontrolle über den Plattenspieler (die Musik kommt aber aus dem Off) hat mehrheitlich Isabelle Menke, die auch hie und da leise mitfispelt oder summt, gerade so, wie es viele unter der Dusche tun, sich selbst wohl gewahr, dass laut Herausgesungenes einer Beleidigung für zufällig mithörende Trommelfelle gleichkäme. Das ist der hauptsächliche Unterschied zu Daniel Schmid's Film, der mit dem divenhafte Wettstreit früherer Bühnengrößen den Gesang den Schauspielenden direkt in den Mund legte. Die Konkurrenz in dieser Büh-



Tanja Dorendorf

nenversion des langen Sterbens liegt vielmehr in der sonstwie manifesten Hackordnung der Bewohnenden, die Jirka Zett zum Beispiel offensichtlich nur für die immergleiche Typenbesetzung vorsieht, was er lauthals moniert: «Ich will auch mal etwas anderes spielen, als diese jugendlichen Liebhaber. Eine Charakterrolle. Einen Miesepeter beispielsweise.» Selbstredend hat ein Ausbruch eines Jungspundes selbst im Umfeld von bis zur schieren Unkenntlichkeit geschminkten Methusalems keine verändernde Wirkung, sondern wird von den anderen grosszügig überhört. Zusammen mit Milian Zerkawy bildet Jirka Zett ein Männergespann, das häufig ausserhalb steht respektive sitzt und wie die Alten in «Asterix auf Korsika» das ganze Geschehen beobachtend kommentiert. Vermutlich ist Gottfried Breitfuss der älteste und gebrechlichste unter all den Alten – mehrfach wird er von der Pflegerin (eigentlich Souffleusin am Schauspielhaus) Rita von Horváth ins Pflegebett gelegt, wo er dank der an Bauhaus erinnernden Architektur mit Glas und viel Licht, optisch und vermutlich auch akustisch immer noch am verlangsamten Treiben der anderen teilhaben kann. Auf eine gänzlich andere Weise Abstand hat Hilke Altenfrohe, die der neuste Zugang sein könnte. Ihre Kommentare sind selten, immer als Testluftballons getarnte Aussagen, die hinter das Ausrufe- immer auch gleich das Fragezeichen stellen. Die meisten Dialoge sind sinngemäss oder gar direkte Übersetzungen von den jeweils gerade behandelten Gesangspartituren, was mitunter sonderbare Blüten – für ein Theater – hervorbringt. Aber Alvis Hermanis geht weiter fremd und nimmt mit «der sterbende Schwan» ein Ballettsolo mit ins Programm, was szenisch für den erhebensten Moment am ganzen Abend sorgt. Wenn all die TattergreisInnen auf dem Esstisch zu stehen versuchen, mit ihren Händen flattern und gemächlich und gebrechlich zuletzt auf der Tischplatte zu liegen kommen, hat das das Potenzial, einen regelrecht zu Tränen zu rühren. Der Tod erhält hier aber auch eine unbedingt erlösende Komponente. Wenn sich das Ensemble in wissenschaftlichen Zukunftsszenarien verliert und zuletzt ein ewiges Leben prophezeit, wirkt die Gewissheit der eigenen Endlichkeit wie ein grosser Trost. froh.

«Die schönsten Sterbeszenen in der Geschichte der Oper», bis 19.4., Box im Schiffbau. Gastspiele von Alvis Hermanis: 9./10.4., «Späte Nachbarn»; 12./13.4., «Black Milk», Schiffbauhalle. www.schauspielhaus.ch

Neoliberaler Gottesdienst



Fabian Larsson



Fabian Larsson

Einer auf Sensation abzielenden Unterschichten-Fernsehschau nicht unähnlich, führt «Kinder des Wohlstands» Lebensberatung suchende KandidatInnen am Gängelband vor. Zynismus in Reinform.

«Mir wänd doch alli echli Fun, echli Orientierig, echli Gmeinschaft», säuselt der Moderator Kaspar Weiss in jovial-kumpelhaftem Ton und einer demonstrativ vor sich hingetragenen, unzerstörbar guten Laune. «Min Wunsch isch es: Zäme echli vorwärts cho». Der nette Onkel, der das Publikum durch die über zwei Stunden Motivationscoaching alias «Kinder des Wohlstands» begleitet, hat sich als vertrauensbildende Massnahme die Welt von Pippi Langstrumpf als Oberfläche ausgesucht. Selber verkleidet als Kleiner Onkel – ohne Punkte, aber die würden die gesamte glatte Oberfläche des Abends eh nur irritieren – nennt er die publikumsseitig involvierten Zuschauer konsequent Tommy und Annika. Die direkte Ansprache ist augenscheinlich dazu da, die Hemmschwelle möglichst abzubauen, ein allgemeines Wohlgefühl zu verbreiten. Wie ein esoterisch angehauchter Guru oder wahlweise ein Bauernnepper der Hochfinanz oder einer selbsternannten Kirche, holt er das Publikum pädagogisch besonders wertvoll da ab, wo es sich in reiner Erwartungshaltung in eine passive Zuschauerrolle zurückziehen möchte und involviert es emotional. Das Wir-Gefühl ist wichtig, denn «mir sind doch alli meh oder weniger guet ufgestellt – mit händ doch alli Potenzial». Die permanente Betonung der Gemeinsamkeit, der absoluten Chancengleichheit in Kombination mit der Vorführung einiger vom rechten Weg abgekommenen ProbandInnen, soll die anwesende Gesellschaft ganz offensichtlich in zwei Lager spalten. Die Guten, Aktiven, die ihr Leben in die Hand nehmen, die niemals versagen und die eben Anderen. Die Schwachen, die aufgegeben haben, die sich im Konkurrenzkampf den besten Platz auf der Karriereleiter einfach so entreissen liessen und die jetzt hier sind und mit der gnädigen Unterstützung von uns allen den Weg zurück auf die Erfolgsschiene finden. Glauben ans Ich ist alles, Solidarität leeres Gewäsch. Der Parolendrescher mit sichtlich grossen Eiern am künstlichen Pferdearsch teilt nicht nur die Menschen in zwei Gruppen, sondern malt ein Bild von möglichen Situationen auf dieser Welt, die nur zwei Schattierungen kennen: Schwarz und Weiss. Mehrfach entern Johan-

nes Suhm und Franziska Wulf die Bühne in freudiger Erwartung, jetzt auch ihr Scherflein für das Gelingen dieses Coaching-Seminars beitragen zu können, und werden von Kaspar Weiss herrisch abgekanzelt und der Bühne verwiesen. Erst als die effektiv Hilfsbedürftigen – dargestellt durch überdimensionierte Zündhölzer mit Gesichtern – an der Reihe sind, haben die beiden anderen gefälligst zur Stelle und parat zu sein. Es hagelt einen nichtsagenden Floskelregen am anderen: «Es isch immer Hoffnig drin, im System», «Du muesch Dini Social Skills usbaue», «a dinere Fruststrationstoleranz schaffe», «entscheidend isch dini Arbet a dim soziale Defizit», «was für Dich schmerzvoll isch, isch für eus es Gschänk». Ob nun der Lehrer Markus durch Burn-out aus dem Arbeitsleben geschieden ist, die Tattoo-künstlerin Joy durch Arthrose am Handgelenk, oder der Ex-Werber Klaus seine damaligen Praktikanten schlecht behandelt hat, die ihn, kaum selber auf dem Chefposten, fristlos entlassen haben – der Gesellschaft die Schuld am eigenen Scheitern zu geben, ist falsch und verlogen. Ein Kandidat am anderen wird öffentlich verbal hingerichtet, als hinterletzter Versager dargestellt, der notabene immer nur selber Schuld an der eigenen Misere ist. Die alleinerziehende Mutter Eva ist einfach nicht erschienen, was Kaspar Weiss zu einer böartigen, generellen Tirade nutzt. Erst als mit Stephanie eine Powerfrau auftaucht, die überhaupt gar kein Problem hat, sich hier einfach mal angemeldet hat, um zu schauen, ob für sie was rausschaut, das sie weiterbringt, ist der Pferdemonstrator für einen kurzen Augenblick irritiert. Profi genug, verkehrt er die Situation im Handumdrehen in ihr Gegenteil und verkauft Stephanies Wankelmüt als vorbildliches persönliches Engagement. Er redet sich gleich selbst in Wallung und folgert zuletzt: «Orientierungslosigkeit isch die neu Schlüsselfähigkeit». Darüber gerät er in regelrechte Verzückung, die von der Musik von Arvil Baud noch unterstrichen wird mit Songtexten wie «you can be a hero» oder «it's not the end». Flexibilität, alles einem Ziel unterordnen, bei erfahrem Erfolg dankbar sein, beim Gegenteil die Schuld immer bei sich selber suchen, das ist das Mantra, das in «Kinder des Wohlstands» bis weit über die Schmerzgrenze wiederholt wird. Ein Hochgesang auf den Zynismus der neoliberalen Idee. froh.

«Kinder des Wohlstands», bis 29.3., Gessnerallee, Zürich.

Simpel



Judith Schlosser

Das zweite Jukebox-Musical von Stephan Benson für das Theater Kanton Zürich nach «Beatles For Sale» ist dermassen einfach gestrickt, dass es einer täglichen Telenovela locker den Rang abläuft.

Das von Selbstzweifeln zerfressene und leider auch ein wenig dummliche Heimchen Eva (Katharina von Bock) möchte sich vom Dach stürzen. Denn der neue Mitbewohner in der WG, die sie zusammen mit ihrer Freakschwester Dorothea (Suly Röthlisberger) bewohnt, ist in den Augen beider Frauen der sexiest Man alive. Nur will sich ebendieser Lancelot (Romeo Meyer) keineswegs mit solch profanen Themen wie der Liebe auseinandersetzen. Er will höher hinaus. Endlich im ernsthaften Theaterfach ankommen, reüssieren und gefeiert werden. Leider liegt seine komplette Begabung im komischen Fach. Die zentrale Figur in «Falling in Love» ist der Penner Arno (Stefan Lahr), der sich auf dem Dach der Herzsigs eingerichtet hat. Als ehemaliger Eintänzer auf Kreuzfahrtschiffen ist er es sich gewohnt, alle Wünsche seiner Klientel zu erfüllen. So gibt er Lancelot Unterricht, währenddem er ihn mit Eva verkuppeln möchte, derweil sich diese einen Zickenkrieg mit Dorothea liefert, wie das nur allerbeste Freundinnen oder eben Schwestern hinbekommen. Getragen wird der von Rüdiger Burbach inszenierte musikalische Schwank von einer Vielzahl frei adaptierter, interpretierter, umgeschriebener und abgewürgter Liebeslieder. Diese Schwellen im Schmerz genauso wie sie himmelhoch jauchzen. Die Live-Band – Till Löffler, Fatima Dunn und Stephan Diethelm – ist (vermutlich je nach Sitzplatz verschieden) mehrheitlich zu laut, für dass die Stimmen der Schauspielenden in ihrem Gesang trotz Verstärkung dagegen ankämen. Das lässt sich leicht korrigieren und dann ist mir «Falling in Love» eine leichte Sommernummer im Repertoire des Theaters Kanton Zürich, deren Niveau das Dreistummliche mehr als nur schrammt, aber unbenommen für ein Grundgefühl grossen Glücks sorgt. Und seis bloss die Erkenntnis, dass sich andere in amourösen Angelegenheiten noch sehr viel ungelinker verhalten, als man selbst. In harten Schwankqualitäten gemessen, muss das Tempo noch reichlich anziehen und die Treffgenauigkeit im Spiel mit Poin-ten geschliffener werden. froh.

«Falling in Love», 19.3., Theater Kanton Zürich.

Von vielen Familien

Freitag, 27. März

19.15 DLF: «**In Grund und Boden**». Oder: Welche Landwirtschaft wollen wir? Mitschnitt eines «Zeit»-Forums in der Berliner Akademie der Wissenschaften.

20.00 DLF: «**Hip-Hop und Heavy Metal**». Die verborgenen Hochkulturen. Feature von Jörg Scheller. Die langlebigen Sparten der Popmusik haben längst interne Avantgarden ausgebildet – mit Verbindungen zu Kunst, Politik und Wissenschaft. Während sich Sensationsmedien vorab dem Sexismus und der Gewaltverherrlichung im Gangsta-Rap oder dem Satanismus und rechten Gedankengut im Heavy Metal widmen, soll es hier darum gehen, «das wachsende progressive und emanzipatorische Potenzial dieser Szenen auszuloten». Und bei SRF 2 geht es in der Passage 2 um Else Lasker-Schüler und eine Familie. Zweitausstrahlung am Sonntag nach 15 Uhr. Siehe dort.

21.00 SRF 2: «**Buika, Queen of Flamenco**». Porträtiert von Roman Hosek. Nochmals zu hören in Musik der Welt vom Sonntag nach 18 Uhr. Und beim DLF: «Bluesfeuer mit rotem Haar». Layla Zoe & Band in der Bonner Harmonie.

22.00 SRF 2: «**A Tribute to George Gruntz**». Jazz Live aus dem Stadtcasino Basel.

22.30 SWR: «**Agnes und ihr Kind**». Hörspiel von Friedrich Bestenreiner und Erwin Koch. Agnes ist verheiratet, katholisch und Mutter dreier Kinder. Doch eines davon ist die Frucht eines Seitensprungs. Als sie im Krankenhaus aufwacht, hat sie diese Tochter getötet, den Selbstmordversuch jedoch überlebt. Basis ist ein Kriminalfall, «der vor einigen Jahren in der Schweiz für Aufsehen gesorgt hat».

00.05 DLF: «**Der stille Teilhaber**». Krimi von Peter Kramer. Produziert wurde er 1981 beim Rundfunk der DDR. Chicago. Oliver Brown, geschäftsführender Direktor in der Fabrik seiner Frau Nelly, hat von einem gewissen Mr. Colder Geld geliehen, das er aber nicht zurückzahlen kann...

Samstag, 28. März

8.30 SWR: «**Ist sieben viel?**» Silvia Plahl über das Philosophieren mit Kindern.

11.00 DLF: «**Der Zahn der Zeiten**». Der Atlantik nagt an Frankreichs Küste. Bettina Kaps in Gesichter Europas. Und bei SRF 2: «Musik für einen Gast» mit Nada Boskowska, Professorin für Osteuropäische Geschichte an der Uni Zürich.

17.00 SWR: «**Zeitgenossinnen**». Ulli Olvedi, Journalistin und buddhistische Lehrerin.

18.40 SWR: «**Hänsel und Gretel oder was**». Eine Geschichte von Barbara Zoschke im Spielraum für Kinder. Wieder hat Mama einen mit nach Hause gebracht. Sicher ist er zum neuen Ersatzvater ausersehen. Die beiden Kinder sind alles andere als begeistert, zumal er sich als ziemlich autoritärer Typ erweist. Also hauen sie beim Nachmittagsspaziergang durchs Unterholz ab und finden wie die Geschwister aus dem Märchen eine Hütte...

20.00 DLF: «**San Miguel**» von TC Boyle und Andreas Fröhlich. Vorgestellt im Studio LCB. SRF 2 wiederholt ein Gespräch über Gedichte von Emily Dickinson.

21.00 SRF 2: «**Jerschalaïm Jerusalem**». Hörspiel nach einem erzählenden Text von Michail Bulgakow, dem sogenannten Pilatus-Kapitel in «Der Meister und Margarita». Reprise einer Produktion aus dem Jahre 1991. Fortsetzung in einer Woche.

22.00 DLF: «**Fleisch und Prothese**». Der belgische Komponist Stefan Prins. Barbara Eckle porträtiert ihn im Atelier neuer Musik.

23.00 DLF: «**Dunkle Lichtgestalt**». Eine Lange Nacht über Rudolf Steiner. Gestaltet von Manuel Gogos. Gleichzeitig bei SWR 2 ein erster Mitschnitt von der «Nacht der Poeten» in Laupheim. Angekündigt als Abend der komischen Literatur.

Sonntag, 29. März

8.30 SWR: «**Diagnose: Psychisch krank**». Oder: Warum wir zu Patienten gemacht werden. Aula-Vortrag von Jörg Blech, Medizinjournalist. Parallel bei SRF 2 in den Perspektiven: «Abenteuerlust und christliche Sendung». Judith Wipfler zur Geschichte der Basler Mission. Siehe auch Tipps für den 2. April.

9.30 DLF: «**Ein Jude ist der Fremde an sich**». Eva Illouz im Gespräch mit Torsten Teichmann.



11.00 SRF 2: «**Das Lächeln der Alligatoren**» von Michael Wildenhain. Michael Luisier im Gespräch mit dem Autor. Er habe

sich immer wieder mit radikalen politischen Bewegungen beschäftigt, steht in der Vorschau, war selbst Teil der Berliner Hausbesetzerzene. Seit den späten Achtzigerjahren schreibe er Theaterstücke, Jugendbücher und Romane in diesem Themenfeld. Aber die neuste (Liebes-)Geschichte um einen jungen Mann und eine Terroristin reiche weiter, sei «übers Politische hinaus ein Familienroman rund um die Themen Verantwortung und Schuld» und überzeuge «durch eine artifizielle Sprache und eine faszinierende Konstruktion.»

12.00 SWR: «**Palmsonntag, Jesus, Chaplin und de Gaulle**». Jörg Vins mit einer «Erzählung aus dem letzten Jahrhundert».

13.30 DLF: «**Zwischentöne**». Musik und Fragen zur Person. Der Jazzschlagzeuger Oliver Strauch im Gespräch mit Michael Langer.

14.00 SWR: «**Zwischen Aragaz und Ararat**». Eine Reise mit der Autorin Katerina Poladjian nach Armenien. Feature von Andreas Kebelmann. Auf den Spuren einer Familie durch Kontinente und Jahrhunderte. Ende und Beginn im Zentralarchiv für armenische Handschriften. Und bei SRF 1 im BuchZeichen: «Alles besser machen als die Eltern». Linus Reichlin & Anne Tyler.

15.00 SRF 2: «**Else Lasker-Schüler und mein Grossvater**». Eine Familiengeschichte. Erzählt von Noëmi Gradwohl. Der junge Student Emil Raas lernt 1933 in Bern die Dichterin Else Lasker-Schüler kennen. Sie entwickeln eine tiefe Freundschaft, die in seiner Familie bis heute nachklingt. 80 Jahre später sucht eine Enkelin in Archiven und in Familiengesprächen nach Spuren dieser Begegnung.

18.20 SWR: «**Die fixe Idee**». Hörspiel nach einem Text von Paul Valéry. Gespräche am Meer. Einfälle, Improvisationen.

20.00 DLF: «**Auf Seumes Fersen**». Von der Bewegung des Denkens im Gehen. Ein Feature von David von Westphalen. Brigitte Kronauer, Robert Walser, Janet Cardiff, Gert Heidenreich.

Montag, 30. März

8.30 SWR: «**Grundformen der Angst**». Reinhard Krol über die Erkenntnisse des Psychoanalytikers Fritz Riemann. Und nach 10 Uhr: «Auf Mission». Die Ermittlerin Gloria Atiba-Davies. Sonja Heizmann zur Aufklärungsarbeit bei Verbrechen gegen die Menschlichkeit.

14.00 SRF 1: «**Sprich mit den Toten**». Hörspiel von Peter Mei-

senberg. Wenzel, ein findiger Geschäftsmann, will die althergebrachte Trauerkultur revolutionieren.

19.20 SWR: «**Leben ohne John**». Wolf Eismann über Yoko Ono und den Fluch, Mrs. Lennon zu sein. Wiederholung am Dienstag nach 10 Uhr.

22.00 SWR: «**Der Nationensport und die Idee von Europa**». Leben wir wirklich im Zeitalter des Postnationalismus? Radioessay von Hans-Georg Deggau. Indizien weisen darauf hin, dass der Nationalismus, besonders im Sport, eine neue Gestalt angenommen hat – friedlich und identitätsstiftend.

Dienstag, 31. März

8.30 SWR: «**Die neue Angst der französischen Juden**». Kathrin Hondl über den wachsenden Antisemitismus im Mutterland der Menschenrechte. Und nach 10 Uhr: «Leben ohne John». Siehe auch Tipps für Montag.



19.15 DLF: «**Wenn Kinder nur noch weg wollen**». Der mittelamerikanische Exodus. Feature von Erika Harzer. Sie kommen aus Guatemala, El Salvador und Honduras. Kinder oder Jugendliche durchqueren alleine Mexiko. Eine mörderische Route, die sie nur mit viel Glück unverseht hinter sich bringen können, doch all die Gefahren halten sie nicht davon ab, sich auf den Weg zu machen. Es geht um Kinder einer vergessenen Region, um die Geschichte einer humanitären Katastrophe.

20.10 DLF: «**Gräser fliegen nur noch selten**» von Hermann Bohlen. Funkdramatik.

Mittwoch, 1. April

8.30 SWR: «**Elektrode im Lustzentrum**». Jochen Paulus über neue Hilfen bei bisher unbehandelbaren Depressionen. Und nach 10 Uhr von Annette Scheld: «Der rote Korsar». Warum ein Ex-Häftling eine Gefangenengewerkschaft gründet.

20.00 SRF 2: «**Erzähl mir von Russland**». Hörspiel von Irina Liebmann. 70 Jahre war dort,

lang kannte die Welt nur die Sowjetunion, ihre Politik, ihre Kultur – dort, wo das Zarenreich gewesen war, Sowjetunion. Sie verschwand. Was aber ist Russland?

20.30 DLF: «**Die Schuld der Anderen**». Lesung von Gila Lustiger. Der erste Teil.

21.00 SRF 2: «**Ein paar zufällige Wahrheiten über John Cage**». Beobachtungen von Ohrenzeugen – zum 100. Geburtstag präsentiert von Thomas Meyer. Gleichzeitig beim DLF: «Querköpfe am Apparat». Der professionelle Telefonscherz.

22.00 SWR: «**Die Stadt, der Cop, die Fehlurteile**». Simone Hamm zum Justizskandal in New York. Mehr als 70 Fälle wurden nach zwei Jahrzehnten neu aufgerollt, erste Häftlinge sind frei. Verurteilte, Verteidiger und Verantwortliche kommen zu Wort.

Donnerstag, 2. April

8.30 SWR: «**Die schilfige Nympe**». Helmut Böttiger zu Peter Huchels Naturlyrik.

9.00 bis 24.00 SRF 2: «**Auf Mission**». Eine Denkstrategie auf dem Prüfstand. Ein Hörfunktag aus Anlass des 200-jährigen Geburtstages der Basler Mission, der ersten und grössten schweizerischen Missionsgesellschaft. Wobei der Begriff der Mission breit gefasst ist. So lautet etwa das Thema um 13 und 22 Uhr: «Mission impossible?» Missionare stellten sich das Reich Gottes als ein friedliches vor, sie wollten es auf Erden verwirklichen. Bis heute ist Frieden ein Grundgedanke vieler politischer Missionen, vorab der UNO. Warum sind diese, gerade in Zeiten religiöser Auseinandersetzungen, so schwierig?

22.00 SWR: «**Bouncing in Bavaria**». Hörspiel von Björn Auftrag und Stefanie Lorey. Buchstaben nadeln der Kindheit ordnen sich zu Erinnerungstableaus.

Freitag, 3. April

8.30 SWR: «**Eine neue Sichtbarkeit?**» Thomas Macho zum Umgang mit dem Tod. Und nach 10 Uhr: «Die Geschichte von Khadra». Erzählung von Iman Humaydan. Von einer Flucht und vom Zurückbleiben in Beirut.

9.30 DLF: «**Kunst und Religion als prekäres Verhältnis**». Jean-Pierre Wils im Gespräch mit Walter van Rossum.

SWR/Südwestrundfunk 2 – 90,4 und 97,9 MHz. DLF/Deutschlandfunk – 100,6 und 105,1 MHz. Beide sind auch in Kabelnetzen zu finden.

Inexistent



Elf über siebzig Jahre alte Frauen blicken im Buch von Corinne Ruffli, «Seit dieser Nacht war ich wie verzaubert», auf ihr Leben, insbesondere auf ihr Liebesleben zurück. Gemeinsam ist ihnen, dass sie vorwiegend Frauen liebten, berufstätig waren und im Alter mit sich und ihrem Leben im Reinen sind.

Das Buch beginnt mit einem Doppelporträt: Eva Schweizer und Karin Rüegg erzählen ihr Leben und 35jähriges Zusammensein aus je ihrer Sicht. Meine Freude am Buch wurde ehrlicherweise rasch getrübt: Eva berichtet vom geliebten Grossvater, der sie sexuell missbrauchte. Karin von einem «Vater, der aus Angst gemacht war und Angst verbreitete.» Beide geben sich eher unpolitisch, mögen das Wort «Lesben» nicht, sie sprechen lieber von Frauenliebe.

Zum Glück las ich das Buch weiter, das mich immer mehr faszinierte. Derzeit beherrscht die Schlacht um Marignano und ihre richtige Deutung einen Teil der Medien. Es tobt eine ideologische Schlacht. Dabei findet in den 11 Porträts (auch in den beiden, die mir den Einstieg erschwerten) mehr Geschichte statt, als uns Christoph Blocher und seine Kontrahenten erzählen. Die elf Porträts sind ein Paradebeispiel für gelebte Zeitgeschichte, sie zeigen den Wandel (mitunter auch die Konstanz) der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts im Alltag ausgesprochen lebensnah.

«Sie wusste von Kundinnen, die mit Frauen zusammen waren. Das erzählte man sich hinter vorgehaltener Hand weiter. Mich interessierte das sehr. Inge nahm mich mit in ein Lokal in St. Gallen, wo sich diese Frauen einmal, zweimal in der Woche trafen.» So schildert Rita Kappeler ihre ersten Erfahrungen mit lesbischen Frauen. Sie wusste in den 50er Jahren mehr als die anderen 10 porträtierten Frauen und deutlich mehr, als man als Nichtlesbe erfuhr.

Die elf Frauen waren fast zur gleichen Zeit wie ich jung. Sie berichten kaum von Repression, die meisten von ihnen konnten ihre Sexualität diskret ausleben. Was insofern wenig verwundert, als man ja nicht gross bekämpfen konnte, was es eigentlich nicht gab. In der Schweiz der 40er und 50er Jahre waren die Rollen so fixiert wie vermutlich in keiner anderen Zeit. Der Vater herrschte in der Familie (selbst wenn er dazu keine Lust hatte), die Frau besorg-

te den Haushalt (auch wenn sie etwas dazu verdienen musste), man liess sich konfirmieren, man machte überhaupt vieles, weil es sich so gehörte. Über Sexualität sprach man wenig, allenfalls wurde man davor gewarnt, wobei der Sex durchaus stattfand. Zumindest auf dem Land schliefen Jugendliche ohne schlechtes Gewissen miteinander, man sprach mit den Erwachsenen nicht darüber, die es auch nicht so genau wissen wollten. Als ich mit 20 Jahren nach Zürich kam, kannte ich die Pille danach und davor, dass es Homosexualität gab, war mir unbekannt. Ich verkehrte in den Beizen und Bars des Niederdorfs, erhielt öfters von Unbekannten ein Bier offeriert. Auf die Idee, dass dies der Beginn einer Annäherung sein könnte, kam ich nie. Mit der Zeit lernte ich den «Barfüsser» kennen, realisierte, dass es auch eine Bar für Lesben gab, die im Buch von einigen Frauen besucht wurde. Da die Grenzen zum Milieu sehr nahe waren, fühlten sich viele darin nicht wohl.

Es wurde schon viel über die 68er-Zeit geschrieben. Bei diesen elf Porträts wurde mit sehr bewusst, was sich in Zusammenhang mit der 80er Bewegung fundamental änderte: Sexualität, die fixe Rollenverteilung der 50er Jahre brach zusammen. Wer wie die EDU am letzten Montag dieses Familienbild als Exklusivität vertritt (was in den 50er Jahren alle taten), manövriert sich heute ins Abseits, obwohl die traditionelle Ehe keineswegs verschwunden ist, sich auch in der eingetragenen Partnerschaft spiegelt.

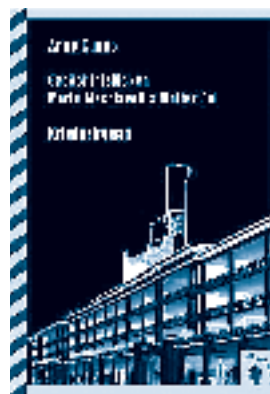
Mit Ausnahme von zwei fühlten sich alle porträtierten Frauen zumindest im Rückblick früh von Frauen angezogen. Die meisten wehrten sich früh gegen das traditionelle Frauenbild. Haushalt war nicht ihr Ding, sich einem Mann unterordnen schon gar nicht, wobei zwei ganz traditionell heirateten, eine bis heute mit ihrem Mann im Guten zusammenlebt. Eine lange Beziehung (sofern es sie gab) gingen die meisten erst im Alter von rund 40 Jahren ein, nachdem die gesellschaftlichen Fesseln wenn nicht gesprengt, so doch entschieden gelockert wurden. Einige waren aktiv in der Frauenbewegung, wobei das Verhältnis zwischen Heteras und Lesben unterschiedliche Phasen durchlief.

Die 11 Porträts sind ganz sicher nicht repräsentativ für die Frauen, die Frauen liebten. Es fehlen die Gescheiterten, jene, die einen einsamen Lebensabend verbringen. Es fehlen auch jene, die sich exponierten oder ein wildes Leben führten. Die Porträtierten lebten für ihre Bekannten zwar offen frauenliebend, aber die Zärtlichkeit blieb im eigenen Haus. Die Nuancen in den Beziehungen zu lesen, ist spannend. Aber das Buch zeigt vor allem eines: Geschichte fand in den letzten 80 Jahren hier bei uns ganz konkret im Alltag statt. Und sie ist noch nicht zu Ende.

Koni Loepfe

Corinne Ruffli: **Seit dieser Nacht war ich wie verzaubert.** Verlag hier und jetzt 2015, 249 Seiten, Fr. 39.90.

Krimi der Woche



Gedächtnislücken, Marie Machiavelli fünfter Fall» ist das letzte Buch der kürzlich verstorbenen Anne Cuneo. Ihre in Lausanne wohnende Hauptperson, die sich als Detektivin zusammen mit ihrer

Sekretärin Sophie auf das Auffinden von Fälschungen in Bilanzen und Rechnungen konzentriert, ist auf Abwegen, obwohl sie mehr als genügend Aufträge in ihrem Spezialgebiet hätte. Aurora, etwas zwischen Bekannter und Freundin, bittet sie weinend und fassungslos um Hilfe. Sie wurde im tief verschneiten Davos neben der Leiche von Denis Joly mit einer Pistole in und Schmauchspuren auf der Hand in verwirrtem Zustand gefunden und verhaftet. Sie kann sich an nichts erinnern. Der ermittelnde Beamte vor Ort ist skeptisch, für den massgebenden Untersuchungsrichter ist der Fall mit ihr als Mörderin indes gelöst.

Marie erreicht zunächst mit Hilfe ihres Gefährten Jan, einem Arzt, der sich vor allem mit der Dopingbekämpfung befasst, dass Aurora in das Inselspital Bern verlegt wird, da die beiden vermuten, dass ihr eine Droge (GBM) verabreicht worden war. Die Vermutung bewahrheitet sich, für eine effektive Entlastung reicht dies nicht, da sich weitere Verdachtsmomente einstellen. Aurora hatte mit dem Opfer Denis, der möglichst jede Nacht eine andere Frau vernaschte, vor einiger Zeit eine Nacht verbracht: Um sich an ihrem Mann, einem hohen Beamten in Bern, für seine ständigen Geliebten zu rächen. Dass sie mit dem Getöteten, der wie sie in der Modebranche arbeitet, auch danach ein gutes, aber rein kollegiales Verhältnis hatte, glaubt ihr niemand so recht. Auch nicht, dass sie ihn nicht nach Davos eingeladen hatte, da die Polizei Mails mit der Einladung in ihrem Computer fand.

Marie Machiavelli gelingt es, ihr gesamtes Arsenal an Spezialisten in verschiedenen Gebieten, darunter einige ehemalige Geliebte, zu mobilisieren und das vermutete Komplott gegen ihre Klientin aufzudecken. Bei ihr gerät der Ehemann, der seine Frau auffallend meidet, trotz eines guten Alibis auch in Verdacht, zumal ein Fussballprofi aus England und Ex-Geliebter von Aurora alle Kosten der Aufklärungsarbeit übernimmt. Der Knackpunkt für das vermutete Komplott ist ein sinngebendes Motiv und für Marie ganz persönlich die Feststellung, dass ihre Klientin auch ihr gegenüber alles andere als ehrlich ist.

Die Geschichte ist gut konstruiert, mit vielen Literaturanspielungen gespickt. Man liest sie leicht und es tut weh, dass es keinen sechsten Fall mehr geben wird. kl.

Anne Cuneo: **Gedächtnislücken.** bilgerverlag 2015, 252 Seiten, 35.90 Franken.



Holen Sie
sich eine
Erstmeinung.

pszeitung.ch

ICH BESTELLE

☐ Probeabo 5 Wochen kostenlos ☐ Jahresabo für 200 Franken
☐ Gönnerabo ab 300 Franken von P.S., die linke Zürcher Zeitung

Name / Vorname

Strasse / Postfach

PLZ / Ort

P.S. Verlag, Langstr. 64, Postfach, 8026 Zürich, psverlag@bluewin.ch

Altersliebe(n)



Die Fortsetzung der Erfolgskomödie «The Best Exotic Marigold Hotel», indem sich eine bunte Truppe britischer Pensionierter für ihren Lebensabend installiert hatte, ist nach dem was wäre, wenn-Schema gestrickt. Die Turbulenzen mit dem liebevollen, aber doch eher begriffsstutzigen und organisatorisch überaus chaotischen Hoteldirektor Sunny (Dev Patel), die die Gruppe Erstligaschauspielender im ersten Teil mit all den Hindernissen erfolgreich überwunden hatte, weichen in der Folge sehr viel praktischeren Problemen. So ein Alltag will mit Leben gefüllt werden und die meisten Gäste haben dazu vordergründig einen probaten Plan dafür. Aber den meisten kommen amouröse Verstrickungen als die Gesamtsituation verkomplizierende Tücke in den Weg. Einzig das Herzstück dieser Filme, die bärbeissig auf britischen Upperclass-Verhaltenskodex pochende Maggie Smith als Muriel, ist davon restlos gefeit. Sie reist mit Sunny in die USA, um einen potenziellen Investor für ein zweites Hotel an Bord zu holen, und gerade ihre direkte, offene Art überzeugt Mr. Burley (David Strathairn) zum Investment. Allerdings kündigt er an, vorab einen Hoteltester inkognito zu installieren. Natürlich kommen zeitgleich zwei neue Gäste an – Richard Gere als Guy und Tamsin Greig als Lavinia. Der unter Dauerstrom stehende Chaot Sunny flattert Guy gleichermassen über Gebühr, wie er Lavinia nicht mit der kalten Schulter zur Kenntnis nimmt. Denn er hat mit der bevorstehenden Hochzeit seiner grossen Liebe Sunaina (Tina Desai), der plötzlichen Ankunft seiner Mutter (Lillete Dubey) und dem Auftauchen des sehr viel souveräneren Cousins Kushal (Shahad Latif) eine ihn restlos überfordernde Aufgabe vor sich. In etwa, wie wenn er einen Sack Flöhe hütete, deren Inhalt alles interessiert, ausser Sunnys ungelenkte Befehlsausgabe. Aber die wiederum von John Madden verfilmte Fortsetzung ist genauso wie der erste Teil sichtlich von der Idee geprägt, ein Wohlfühlfilm zu werden. Viele der Gags, die den üblichen Bewohnenden – Judy Dench, Bill Nighy, Celia Imrie, Ronald Pickup und Diana Hardcastle – ins Drehbuch geschrieben wurden, haben einen unbenommen grossen Schmunzelfaktor, der zusammen mit den Bollywood-Tanzeinlagen der Ursprungs-idee recht nahe kommt. froh.

«The Second Best Exotic Marigold Hotel» spielt im LunchKino im Arthouse LeParis.

Kindesschutz



Die Weite des Spagates und die Dringlichkeit der Problematik, der die Mutter Laura (Julieta Diaz) mit ihrem kleinen Kind Matias gegenübersteht, ist in der Intention und der grossen Schwierigkeit sehr wohl vergleichbar mit Robert Benignis Figur in «La vita e bella». Genauso wie der fürsorgliche Vater seinem Filmkind die Inhaftierung in einem KZ als grosses Spiel versüssen und ihn mit dieser Betrachtungsweise schützen möchte, verhält sich die von ihrem jähzornigen und gewalttätigen Ehemann flüchtende Laura. Sie ist gewillt, ihren Sohn nicht gegen den Vater aufzuwiegeln. So nimmt sie in Kauf, die gesamten Launen des kleinen Matias auf sich als uneinsichtiger Mutter zu projizieren zu lassen. Natürlich merkt der Dreikäsehoch intuitiv, dass etwas nicht stimmt. Aber seine Eskapaden und Wutausbrüche werden von Laura ungewohnt stoisch und liebevoll ertragen, statt dass es Schimpfe gibt.

Diego Lerman ist mit «Refugiado» ein eindringlicher Film über familiäre Gewalt gelungen, der gerade den Punkt der Gewalt ausser in der Eingangsszene aussen vor lässt, um sich dem fragilen neuen Konstrukt zwischen Mutter und Sohn in der Fremde in den schönsten Bildern und zärtlichsten Momenten zuzuwenden. Kaum je zuvor wurde der Zwiespalt einer trotz schlagendem Gatten ihn liebende Frau, deren oberste Maxime nach der Einsicht, dass die Gefahr längst nicht mehr nur sie betrifft, der Schutz des Kindes ist, derart vielschichtig, innig und daher beinahe nachvollziehbar dargestellt. Denn die lange Leine, an der sie ihren Sohn situationsbedingt lässt, heisst auch, dass er die Brisanz der Gefahrenlage nicht einschätzen kann. Und so kommt es natürlich, dass sie den Schutz eines Frauenhauses verlassen müssen, weil Matias so Sehnsucht nach der Stimme seines Vaters hatte – sie hier also nicht mehr sicher sind und darüber hinaus auch die anderen Frauen und Kinder gefährden. Es beginnt eine Odyssee, die das Elend einer solchen Situation nachgerade physisch spürbar transportiert. Wohin, ohne Bargeld? Welche Schutzräume sind ohne Kreditkarte, die eine nachvollziehbare Spur ziehen würde, überhaupt im privaten Umfeld vorhanden? «Refugiado» ist der Kampf eines Muttertiers gegen eine schier ausweglose Lage, in dem jedoch erstaunlicherweise die Hoffnung Oberwasser behält. froh.

«Refugiado» spielt im Kino RiffRaff.

Herber Charme



Schöne Menschen, glamouröse Ausgehmeilen und nach Superlativen gierenden Ereignisse sind in «Party Girl» ausnahmslos abwesend. Vielmehr wirkt der nach einer realen Vita entstandene Spielfilm, in dem sich die Personen gleich selber spielen, uneingeschränkt authentisch. Der Film hat einen herben Charme, der sehr direkt mit dem fiktiven Vorgang verglichen werden könnte, wenn Marianne Faithfull als «Irina Palm» von der Leinwand direkt ins reale Leben steigen würde. Angélique Litzenburger ist eine gealterte Animierdame und Verführerin, die den Grossteil ihres im Film 60-jährigen Lebens in Nachtclubs verbracht hat. Mit ihren Arbeitskolleginnen und der Clubbesitzerin fetzt sie sich lauthals, um kurz darauf am Tresen eines Imbissstandes ihre durch sämtliche Böden hindurch haltende Freundschaft zu begiessen. Anlass und an der Oberfläche auch dominierender Inhalt dieses Film des Regietrios Marie Amachoukeli, Claire Burger und Samuel Theis (einer der Söhne) ist der überraschende Heiratsantrag des langjährigen Kunden Michel (Joseph Bour). Entlang der Vorbereitungen fächert «Party Girl» die gesamte Familienkonstellation Angéliques auf und touchiert immer wieder die Konfliktlinien, die sehr erfreulicherweise nie in ein plumpe Schwarzweissdenken kippen. Die Schwierigkeiten werden nicht von aussen auf dieses neu zu formende Paar herangetragen, sondern sind vielmehr Ausdruck verschiedener Vorstellungen einer gemeinsamen Zukunft. Die Prägung durch das bisherige Lebensmodell ist stärker als offenbar vermutet und weiter erschwerend kommt hinzu, dass Angélique ihr Herz nicht gerade auf der Zunge trägt. Mit ihren Freundinnen aus dem Club kann sie die heiklen Themen ansprechen, mit ihrem Zukünftigen fällt ihr das ungemein schwerer. Obschon Michel als lebenskluger Mann mit einer Engelsgeduld dargestellt wird, vermag seine sichtlich abgöttische Liebe zu Angélique nicht sämtliche Schutzwälle auf Anhiob niederzureissen. Innerlich beginnt sie sich bereits kurz nach dem Einzug bei Michel von ihm zu distanzieren, ohne dass sie sich zuerst über die Gründe darüber vollends im Klaren ist. Angélique wird als landläufig einfaches Gemüt dargestellt, die aber ihr grosses Herz am rechten Fleck trägt und sich nie gegen ihren Stolz verhalten würde. Berührend. froh.

«Party Girl» spielt im Kino Arthouse Movie.

Bärenkacke



Und so stellt sich G. (5) seinen ersten Theaterbesuch vor: «Wärdet det dänn Kassette gschpillt?» Nein, sagt Papi (30), da hat es eine Bühne und eine Frau drauf, die spielt Theater, und mehr weiss ich auch nicht, ich hab's ja auch

noch nicht gesehen. «Woaa?», fragt L. (3), und Papi sagt, wart's ab und schtürm nicht, du wirst schon sehen.

Wir stehen an. Dann bezahlen wir vier Schtutz pro Kind und für Papi die Hälfte mehr, und dann trägt Papi L. im Wägeli in den Theatersaal im zweiten Stock. Oben ein Riesengedränge. Ein paar Buben balgen sich herum und knallen sich gegenseitig auf die Bretter. Auch eine Sirupbar ist da. Und lauter Mütter, denkt Papi grad – aber da kommt auch schon Hausmann B und grinst in die Runde. Sein Sohn lutscht am Finger und staunt. G. staunt auch und L. auch. So viele Kinder! So ein Krach! Und da: Noch ein Mann! Alle staunen.

Dann mosten wir uns in den Saal. Der ist ram-melvoll, aber wir erkämpfen uns einen guten Platz. L. will ins Theater und Papi sagt, wir sind doch schon da, wart jetzt noch ein bitzeli, es geht gleich los. Das Kind vor uns tobt. Papi

ist furchtbar stolz auf seine Kinder, denn die toben nicht, und dann fängt es endlich an.

Das Stück ist nicht gerade umwerfend, aber den Kindern ist das egal. Es geht so: Eine Frau will ins Bett gehen und erlebt mit ihrem Freund, dem Teddybären, manch lustiges Abenteuer. Dazwischen einige Liedlein und etwas Akrobatik. Nicht übel. Und die Gofen grölen konsequent das Gegenteil von dem, was von ihnen erwartet wird. Dann macht der Bär einen Haufen und stinkt enorm. Der Saal tobt. Endlich ein Thema, das alle fasziniert! Der Nachmittag ist gerettet.

G. arbeitet sich zwischen Langeweile und Faszination durch das Stück, so scheint es. Erst spät taut er auf und grölt mit. L. kapiert alle Pointen mit fünf Minuten Verspätung und hat viel zu lachen. Manchmal ist sie im falschen Stück, aber das stört nicht. Wo die Kacke dampft, sind alle zufrieden. Und was macht Papi? Er sitzt da, stopft L. alle drei Minuten einen Chätschgi ins Maul und zählt die Männer im Saal. Hausmann B's Sohn sitzt immer noch mit dem Finger im Mund da und staunt. Er ist erst 19 Monate alt, scheint aber der ideale Zuschauer zu sein.

Jetzt sind die Frau und der Bär auf den Mond geflogen. Aber dann stürzen sie ab und der Bär bricht sich einen Arm. Ein Kind aus dem Publikum spielt den Doktor und verbindet ihn. «Meint ihr, das wird wieder heil?», fragt

die Frau. Die Meinung ist einhellig. 100 zarte Kinderkehlen johlen ein klares «Näi!» Wieso soll's dem Bären besser gehen? G. hat Hunger. Papi vertröstet auf später. L. isst Chätschgi wie andere Leute Spinat.

Dann ist das Stück fertig, alle ausser L. und G. klatschen, und dann dürfen alle Kinder nachsehen gehen, ob vielleicht doch einige Löwen unter dem Bett seien. Wir verziehen uns ins Foyer und saufen die Sirupbar leer. Hausmann B hat nasse Hosen dort, wo sein Sohn gesessen hat. Papi hat warm und fragt G. und L., ob's gefallen hat. Es hat, und Papi trägt Wägeli samt L. wieder ins Parterre. Es regnet, und die Sonne scheint zugleich. Hausmann B flucht, weil er mit dem Velo da ist. Papi war clever und hat die Regenjacken eingepackt. Dann gehen wir zum Bus. L. schläft ein und G. hat seine philosophischen Minuten: «Papi, du wirst immer kleiner.» Logisch, er wird ja immer grösser. Alles ist relativ.

P.S. Diesen braven Aufsatz schrieb ich ungefähr 1990, nach dem Besuch eines Theaternachmittags in der Roten Fabrik mit meinen beiden Kindern – für beide der erste Theaterbesuch ihres Lebens. Ich widme den Text meinem Sohn Gion zum 30. Geburtstag. Er ist jetzt zwei Meter gross. Ach ja: Und Hausmänner waren 1990 imfall noch ziemlich Mangelware. Sind sie allerdings auch heute noch. Nicht alles ist relativ.

Markus Kunz